

DOKUMENTATION FACHTAGUNG



**BUNDESVERBAND
INFORMATION &
BERATUNG FÜR
NS-VERFOLGTE**

Fachtagung zum Thema

„Zweite Generation“

am 1. März 2011 in Köln

Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V.



Michael Teupen, Dr. Peter Pogany-Wnendt, Monika Koster-Naumann und Silvio Peritore – Foto: Alexandra Belopolsky

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort _____ **04**

Einleitung _____ **07**

I. Dr. Natan P. F. Kellermann _____ **08**

„Geerbte Albträume“ – Wie werden erworbene seelische Eigenschaften vererbt?

II. Dr. Susanne Guski-Leinwand _____ **16**

Die unversorgten Generationen – Traumatisierungen zweiter Ordnung bei
Nachkommen traumatisierter (Groß-) Eltern der NS-Generation

III. Stella Shcherbatova _____ **22**

Die Zweite Generation aus der ehemaligen Sowjetunion – Auf der Suche nach der
eigenen Identität

IV. Silvio Peritore _____ **26**

Zweite Generation – die Erfahrung des Holocaust als negative Identitätsprägung
in den betroffenen Familien

V. Quellenverzeichnis _____ **33**

Vorwort

Dr. Brigitte Unkel-Brösecke,
Neurologin i. R.

Weite Beachtung fand die 2009 vom Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V. initiierte und durchgeführte erste Fachtagung zum Thema Zweite Generation.

Außerordentliche Widerstandskraft in seelisch-geistiger wie auch in körperlicher Hinsicht zeichnet die Überlebenden aus. Gleichzeitig litten und leiden sie in den verschiedensten Ausprägungen an den körperlichen und seelischen Folgen der Verfolgung. Sehr viele Verfolgte des Naziregimes sind inzwischen hoch betagt oder leben nicht mehr. Aufgrund ihrer Stärke und ihres Überlebenswillens sind sie Vorbilder für Kinder und Kindeskiner. Dass die Auswirkungen ihrer Verfolgungsschicksale auf ihre eigene seelisch-geistige Struktur wie auch in der Kontinuität ihrer Kinder und Kindeskiner weiterwirken, ist inzwischen gesicherte wissenschaftliche Erkenntnis. Wie es zu dieser Weitergabe traumatischer Erlebnisse von Eltern auf ihre Kinder kommt, ist allerdings noch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und verschiedener Theorien.

Um weitere Gesichtspunkte zu diesem breit gefächerten Thema aufzuzeigen, sowohl in diagnostischer als auch in therapeutischer Hinsicht, war es geboten, eine weitere Fachtagung zu veranstalten. Deren Ergebnisse sind in der vorliegenden Veröffentlichung enthalten.

In der Öffentlichkeit haben mittlerweile Berichte der im Afghanistan-Krieg eingesetzten Soldaten* dazu geführt, dass die Posttraumatische Belastungsstörung infolge schwerer und wiederholter seelischer Verwundungen als ernst zu nehmendes und therapiebedürftiges Leiden wahrgenommen

wird. Möglicherweise entwickelt sich daraus eine verständnisvollere Einstellung zu der unter uns lebenden Klientel des Bundesverbandes.

Der Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Folgen der Shoah für die Verfolgten selbst ist in Deutschland durch die Psychiater v. Baeyer, Häfner und Kisker (Psychiatrie der Verfolgten) aufgrund ihrer gutachterlichen, aber auch therapeutischen Tätigkeit anzusetzen. Im deutschsprachigen Raum waren diese die ersten, die psychische Folgen durch die Erlebnisse während der Shoah als nicht vergleichbar mit anderen seelischen Traumata anerkannten. Naturgemäß waren in den 1960er Jahren die Verfolgten selbst im Vordergrund des Interesses. Die Problematik ihrer Nachkommen wurde damals kaum in den Blick genommen. Das wegweisende Werk „Kinder der Opfer, Kinder der Täter“, ein Sammelband, der Untersuchungen amerikanischer Psychoanalytiker enthält, erschien erstmals Anfang der 1980er Jahre in englischer Sprache unter dem Titel „Generations of the Holocaust“. Auch in Israel scheint das Interesse an der psychischen Problematik der Verfolgten und ihrer Nachkommen und die intensive Beschäftigung mit Möglichkeiten der Hilfe und Unterstützung erst relativ spät erwacht zu sein. Amcha, eine der ersten Organisationen, die sich der Hilfe für Holocaust-Überlebende und deren Nachkommen widmen, wurde 1987 gegründet.

Inzwischen sind Autobiografien sowohl von Verfolgten als auch von deren Nachkommen in großer Zahl erschienen. Primo Levi und Elie Wiesel seien als Beispiele Verfolgter zu nennen, als Kinder Verfolgter dürften Michel Friedman (Kaddisch vor

*Bei allen Bezeichnungen, die auf Personen bezogen sind, meint die gewählte Form beide Geschlechter, auch wenn aus Gründen der leichteren Lesbarkeit die männliche Form verwendet wurde.

Morgengrauen) und Amelie Fried (Schuhhaus Palas) repräsentativ sein. Amos Oz verlor zahlreiche Verwandte mütterlicherseits durch den Holocaust, sein Buch „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ lässt sich dem Themenkreis Zweite Generation zuordnen.

Diese literarischen Zeugnisse sind beeindruckende Beispiele für die künstlerisch-therapeutische Bewältigung sowohl des Schicksals als Verfolgter als auch des Schicksals als Kind von Verfolgten des Nationalsozialismus geboren zu werden. Manche dieser Angehörigen der Zweiten Generation begleitet das Wissen um die Erlebnisse der eigenen Eltern und den Tod der näheren und weiteren Familienangehörigen von ihren ersten bewussten Momenten an, anderen, wie z.B. Frau Fried, wird erst als Erwachsenen klar, dass sie Betroffene sind.

Die Zahl wissenschaftlicher Arbeiten über die psychischen Störungen bei Angehörigen der Zweiten und der Dritten Generation bis heute ist fast unübersehbar.

Einer der profiliertesten und engagiertesten Forscher und Therapeuten auf diesem Gebiet ist **Dr. Natan P. F. Kellermann**, der sich liebenswürdigweise bereit erklärte, an der Tagung teilzunehmen. Herr Dr. Kellermann führte in seinem Beitrag die anerkannte These von der transgenerationalen Übertragung weiter mit seiner Hypothese eines Epi-Gens, womit er sich der biologischen Psychiatrie annähert. Darunter ist zu verstehen, dass an der DNA, also dem Träger des Erbgutes, durch äußere Einwirkungen, ob körperliche Gewalt oder seelische Erniedrigung und Demütigung, gewisse

Anlagerungen entstehen, die mit der DNA bei der Zeugung eines Kindes weitergegeben werden. Dies ist für körperliche Erkrankungen allgemein anerkannt. Bei den Nachkommen, deren Erbgut ja immer nach dem Zufallsprinzip aus den Genen beider Eltern stammt, kann nun solch ein epigenes Medium sehr stark sein, und / oder durch Umwelteinflüsse auf das Kind noch verstärkt oder aber in geringerer Ausprägung und durch positive Umwelteinflüsse vermindert sein.

Herr **Silvio Peritore**, Leiter des Kultur- und Dokumentationszentrums Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg, schilderte seinen eigenen Weg zum Wissen über das Schicksal, das Familienangehörigen widerfuhr. Bei der Holocaust-Gedenkfeier am 27.01.2011 sprach das erste Mal vor dem Bundestag ein Sinto, Herr Zoni Weisz, als Vertreter der Sinti und Roma. Dies dürfte ein Zeichen sein, dass das Leid, das den Sinti und Roma im Dritten Reich zugefügt wurde, den gleichen Stellenwert in der öffentlichen Meinung gewinnt, wie das Leid der anderen Opfergruppen.

Frau **Dr. Susanne Guski-Leinwand** referierte über die Nachteile der ICD 10 (Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme).

Dieses Diagnosenverschlüsselungssystem ist von Anfang an in der Kritik. Seine Ursprünge gehen zwar bis ins 19. Jahrhundert zurück, verbindlich zur Anwendung vorgeschrieben – entgegen heftigem Widerstand aus der Ärzteschaft – ist die Klassifikation in Deutschland jedoch erst seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein

Vorwort

Dr. Brigitte Unkel-Brösecke

statistisches, kein medizinisches Instrument. Eine der ärgerlichsten Unvollkommenheiten der ICD ist, dass Symptome und Diagnosen nicht unterschieden werden. Dies führt nicht nur zu wissenschaftlich ungenauen, sondern auch zu der Vielfalt menschlichen Leidens inadäquaten Bezeichnungen, die eben nur den Statistiker, nicht aber den Arzt zufrieden stellen können. In Anbetracht dieser Problematik ist die Tatsache, dass eine spezifische Diagnose der Symptomkonstellation der Zweiten Generation in der ICD 10 nicht aufgeführt ist, zwar bedauerlich, aber eher sekundär, da ein Recht auf Psychotherapie damit nicht negiert wird. Nachteile dürften für Angehörige der Zweiten Generation eher darin zu sehen sein, dass das Wissen so mancher Therapeuten nicht ausreicht, um für Angehörige der Zweiten Generation typische Beschwerdebilder zu erkennen.

Frau **Stella Shcherbatova**, aus Russland stammende Psychologin, schilderte die besondere Situation der sogenannten Kontingentflüchtlinge. Als Juden sind sie in der russischen Geschichte immer wieder Opfer von Pogromen geworden. Auch in der Sowjetunion, vor allem in der Stalinära, wurden sie verfolgt und diskriminiert. Es mutet grotesk an, dass die deutschen Nationalsozialisten sich nicht genug tun konnten im Hass auf den ‚jüdisch geprägten Bolschewismus‘. Im Zweiten Weltkrieg hatten die Deutschen in den besetzten Gebieten im Osten Ausmordungen von Juden größten Ausmaßes vorgenommen. Jetzt wurden die Juden als gleichberechtigte Mitbürger und Kämpfer im ‚Großen Vaterländischen Krieg‘ gegen die Deutschen einbezogen. Erst nach Kriegsende begann wieder die Diskriminierung. Obwohl in der Sowjetunion und

nach deren Auflösung in den ehemaligen Staaten viele Menschen nur noch aufgrund ihrer Stammbäume sich mehr oder weniger als Juden fühlen, außerdem jegliche religiöse Überlieferung unter dem kommunistischen Regime unterdrückt wurde, entstanden vor allem bei den nach Deutschland Emigrierten Identitätsprobleme. Diese resultieren aus der Diskrepanz zwischen ihrer Zugehörigkeit zu dem Volk, das Hitler und Deutschland besiegt hat und der Tatsache, dass sich daraus keineswegs eine Gleichberechtigung mit den nicht aus jüdischen Familien stammenden Menschen ihres Kulturkreises ergibt. Frau Shcherbatova beeindruckte die Teilnehmer durch ihre Zuwendung zu hilfebedürftigen Menschen aus diesem Kreis, für die 2001 durch die Synagogen-Gemeinde Köln ein ‚Vertrauenstelefon‘, eine psychologisch fundierte Telefonseelsorge, geschaffen wurde.

Allzu leicht wird von Außenstehenden verkannt, dass nicht in erster Linie eine materielle Entschädigung von Betroffenen erwartet oder gefordert wird, sondern eine Anerkennung als schuldlos Leidende, die von der deutschen Vergangenheit in ganz besonderer Weise in ihren Lebensvollzügen beeinträchtigt sind.

Im Vordergrund aller Bestrebungen muss und wird daher das Anliegen des Bundesverbandes stehen, den Verfolgten und ihren Nachkommen bei der Bewältigung ihrer verfolgungsbedingten Leiden Hilfe und Unterstützung zu leisten. ■

Dr. Brigitte Unkel-Brösecke

Einleitung

Fast zwei Jahre nach der Veranstaltung unserer ersten Fachtagung lässt sich feststellen, dass die Situation der Nachkommen von NS-Verfolgten sich in der öffentlichen Wahrnehmung immer mehr als eigene – von der Überlebendengeneration unabhängige – Thematik etabliert.

Dies mag daran liegen, dass die Zweite Generation mit fortschreitendem Alter zunehmend die eigene Kindheit vor dem inneren Auge Revue passieren lässt. Auch hat die Belletristik in den vergangenen Jahren vermehrt den Blick der Öffentlichkeit auf die Lebenswege von Kindern insbesondere jüdischer Verfolgter gelenkt.

Allem voran haben aber die Beiträge der Personen, die sich in der Wissenschaft und der Praxis psycho-sozialer Arbeit um die Verbesserung der Situation der Nachkommen von NS-Verfolgten verdient gemacht haben, dafür gesorgt, dass das Thema über Jahrzehnte hinweg mehr und mehr in den Vordergrund gerückt ist. Zu diesen Personen zählen insbesondere die Referenten, die wir in diesem Jahr für unsere Fachtagung gewinnen konnten.

Dr. Natan P. F. Kellermann, Psychologe und Direktor für Projektentwicklung bei Amcha Israel, hatte den Weg nach Köln gefunden, um Wissen und Erfahrungen, die er bei der Arbeit mit den Nachkommen jüdischer Überlebender sammelte, mit uns zu teilen. Unser Dank gilt in gleichem Maße Frau Dr. Susanne Guski-Leinwand, Psychologin aus Köln, Frau Stella Shcherbatova, Psychologin und Leiterin und Mitbegründerin des Vertrauenstelefons der Synagogen-Gemeinde Köln, sowie

Herrn Silvio Peritore, Leiter des Referates Dokumentation des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg, für ihre wegweisenden Beiträge.

Ohne die finanzielle Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend wäre weder die Veranstaltung der Fachtagung noch die Veröffentlichung dieser Broschüre möglich gewesen. Dem Bundesministerium möchten wir daher unseren besonderen Dank aussprechen.

Um nicht bei dieser – nunmehr zweiten – Fachtagung stehen bleiben zu müssen, bleibt es wichtig und notwendig, dass unser Engagement für die Zweite Generation weiterhin Unterstützung und öffentlichen Zuspruch erfährt.

Gerade aus diesem Grund freut es uns, mit dieser Broschüre, die Beiträge aller Referenten der Fachtagung enthält, Ihre Aufmerksamkeit gewonnen zu haben. ■

Michael Teupen (Geschäftsführer)

Jelena Wachowski (Projektleitung)



I. Dr. Natan P. F. Kellermann: ,Geerbte Albträume‘ – Wie werden erworbene seelische Eigenschaften vererbt?

Schläfrigkeit überkam ihn; ein lähmender Fluch. Wie schon so oft zuvor fand er sich im Ghetto wieder, verfolgt von Soldaten und auf der Suche nach einem Versteck. Die Albträume waren lebendig, voll von dramatischer Metaphorik und emotionaler Belastung und er sehnte sich nach Frieden und Erlösung. Er versuchte, den beängstigenden Bildern, die ihn verfolgten, Form und Bedeutung zu geben, aber er fand nichts dergleichen. Nur einen lebenslangen Kampf mit einer Erinnerung, die nicht seine eigene war, mit einer Tragödie, die er selbst nie erlebt hatte und der Überzeugung, dass sich erneut eine Katastrophe ereignen würde. Wie lange würde es noch so weitergehen?

Viele Kinder von Holocaust-Überlebenden haben derart furchtbare Albträume, in denen sie verfolgt, gefoltert oder vernichtet werden. Ganz so, als würden sie selbst den Zweiten Weltkrieg wieder und wieder durchleben. In diesen Momenten leiden sie unter lähmenden Angstzuständen, Depressionen und zwischenmenschlichen Problemen. Es wirkt, als hätten diese Kinder das unterdrückte und unzureichend aufgearbeitete Holocaust-Trauma ihrer Eltern aufgesogen; geradezu als hätten sie das Unterbewusstsein ihrer Eltern geerbt.

Offenbar sind nicht nur Kinder von Holocaust-Überlebenden, sondern auch die Kinder anderer Eltern mit PBS, anfällig, diese emotionale Belastung zu erben. Das schließt Kinder von Kriegsveteranen (Dekel und Goldblatt, 2008) ebenso mit ein, wie Kinder von sexuell Missbrauchten,

Flüchtlingen, Folteropfern und anderen Traumapatienten. Zudem kann der Übertragungsprozess sich auch nach der Geburt der Zweiten Generation fortsetzen und die Enkel, Großelkel und eventuell weitere Nachfahren erfassen.

Dieser Prozess der Transgenerationalen Übertragung von Traumata (transgenerational transmission of trauma; im Folgenden: TTT) wird bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert wiederholt in der wissenschaftlichen Literatur beschrieben. Dennoch stellt er für uns immer noch in vielerlei Hinsicht ein Rätsel dar, da er sich jeder einfachen und logischen Erklärung entzieht.

- Wie kann eine unterdrückte Erinnerung von einer Person an eine andere Person weitergeleitet werden?
- Kann ein Kind wirklich das Unterbewusstsein seiner Eltern ‚erben‘?
- Kann zum Beispiel der Kopfschmerz eines Kindes tatsächlich auf eine Schusswunde am Schädel des Vaters von vor mehr als einem halben Jahrhundert zurückgeführt werden?
- Kann ein Kind sich an das erinnern, was die Eltern vergessen haben?
- Wenn ein Elternteil ihre oder seine traumatisierenden Erfahrungen unterdrückt hat, wie können diese Erfahrungen dann Zugang zu der Psyche und dem Unterbewusstsein des Kindes finden?

- Wird es eines Tages möglich sein, so weit hergeholte, absurde und vielleicht sogar groteske Annahmen mit unumstößlichen Beweisen zu belegen?
- Werden wir einen Wissensstand erreichen, der es uns ermöglicht, objektiv nachzuweisen, dass Ängste, Verlangen und emotionale Probleme des Kindes definitiv auf die traumatischen Erfahrungen des Elternteils zurückgehen, um auf diesem Wege psychoanalytische Theorie mit Forschungsergebnissen aus der Neurobiologie zu belegen (vgl. Yovell, 2000)?

Ziel dieses Aufsatzes ist es, diese Fragen zu beantworten – oder zumindest systematisch zu diskutieren.

Konzeptualisierung

Im Allgemeinen bezieht sich die TTT auf den Prozess der Weitergabe von Traumata von der ersten auf die zweite Generation. Dennoch, bei der Beschreibung des Phänomens oder der Erklärung, wie diese Weitergabe funktioniert, haben die meisten Autoren noch nicht zwischen zwei fundamental unterschiedlichen Erklärungsansätzen, namentlich dem neurobiologischen und dem psychosozialen, differenziert.

Dem neurobiologischen Ansatz folgend ist die TTT ein Trauma, das genetisch und unabhängig von Umweltfaktoren übertragen wird. Solch eine TTT beruht auf der Annahme, dass PBS vererbt wird und keine erlernte und/oder psychosoziale Reaktion auf das elterliche Verhalten ist. Demgegenüber ist die TTT der psychosozialen Betrachtung, wie von Kellermann (2001) beschrieben, ein durch Sozialisation, überfürsorgliche Erziehung, projektive Identifikation, verwobene Familienstrukturen, ‚emotionale Ansteckung‘, (zu viel oder zu wenig)

Kommunikation oder Doppel-Bindung übertragenes Trauma.

Es kann die These vertreten werden, dass nach dem psychosozialen Verständnis das Trauma der Nachkommen eine abweichende Variante des ursprünglichen Traumas sei, das durch Faktoren, die unabhängig von den Eltern sind, ausgelöst wird. Wenn etwa ein gequälter Holocaust-Überlebender oder Kriegsveteran mit PBS sein Kind verbal oder physisch missbrauchte und es auf diesen Missbrauch mit psychischen Problemen reagierte, wäre dieses Kind demnach selbst Opfer von Kindesmissbrauch und müsste daher der ersten, nicht der zweiten Generation zugeordnet werden. In ähnlicher Weise verhielte es sich mit Angstzuständen, die als Folge einer überbehütenden Mutter auftreten, oder mit einem depressiven Vater, der sein Kind mit seiner Trauer ‚ansteckt‘: Wenn die eigenen Eltern ängstlich sind, wächst man in einer Welt auf, in der potentielle Katastrophen an jeder Straßenecke lauern. Wenn die eigenen Eltern wütend sind, wächst man in einer Welt voller Menschen auf, die scheinbar nur existieren, um einem das eigene Leben zu erschweren. Die Aufführung derartiger Beispiele ließe sich endlos fortsetzen. Jahrzehnte sozialwissenschaftlicher Forschung haben eine klare Verbindung zwischen sozialen, erzieherischen, verhaltensbezogenen und ökonomischen Fähigkeiten von Eltern und Kindern gezogen.

Die Erkenntnis, dass Kinder Verhaltensweisen ihrer Eltern erben, ist nicht neu und es findet sich nichts besonders Ungewöhnliches an diesen direkten Einflüssen der Eltern auf das Kind. Was dennoch merkwürdig und komplizierter zu erklären wäre, wäre eine Situation, in der das Kind den Schmerz eines traumatisierten Elternteils erben würde, obgleich es während seiner ganzen Kindheit in keiner Weise misshandelt wurde. So war zum Beispiel eine Mutter, die viele Lager überlebte und ihre Kinder während des

Holocausts verlor, nicht in der Lage, sich um ihre Tochter, die sie kurz nach dem Krieg gebar, zu kümmern. Die Tochter wurde zwar später von einer ‚normalen‘ Familie adoptiert, litt aber dennoch im Erwachsenenalter an Depressionen und wollte selbst niemals Kinder bekommen. Streng genommen beschreibt ‚echte‘ TTT eine Situation, in der kein primäres Trauma von den Eltern bei dem Kind ausgelöst wird, sondern sich ein (sekundäres) Trauma, in Gestalt einer ‚geistigen Bürde‘, auf das Kind überträgt. Solch eine TTT ist schon per definitionem unbewusst und voller Anspielungen.

Der neurobiologische Prozess der TTT lässt sich in die folgenden Phasen unterteilen:

Zunächst verursacht der akute oder chronische traumatische Stress einen irreparablen psychischen oder physischen Schaden bei dem betroffenen Elternteil. Die wiederholte exzessive Ausschüttung von Kortisol beschleunigt das Altern des Hippocampus und schädigt die Amygdala-Gehirnzellen.

In der zweiten Phase erbt das Kind diese neurobiologische Prädisposition.

Der letzte Schritt besteht in der Manifestation des vererbten psychischen Status im Bewusst- oder Unterbewusstsein des der Zweiten Generation angehörenden Kindes. Wenn wir, mit anderen Worten, über die Tatsache reden, dass Holocaust-Traumata familiär weitergereicht werden, meinen wir damit, dass ein Elternteil, das unter PBS leidet, dauerhaft durch eine Art ‚Kurzschluss im Gehirn‘ oder ‚Programmfehler‘ geschädigt wird. Das Kind wird dann mit demselben ‚Programmfehler‘ geboren und leidet darunter, ohne zu wissen, wo sein Leiden herrührt, geradezu als wäre es von einem Geist oder einem Dybbuk besessen (vgl. BBC-Film: *The Ghost in Your Genes*, 2005).

Unter Kindern und Großeltern von Holocaust-Überlebenden sowie dem Nachwuchs anderer traumatisierter Gruppen kann sich dieser ‚Programmfehler‘ als latente Anfälligkeit für eine sekundäre PBS niederschlagen. Er kann unter bestimmten Bedingungen eine erhöhte Anfälligkeit für Stress verursachen, auch wenn das Kind sich der ursprünglichen Ursache nicht bewusst ist. Andere mögen sich des ursprünglichen, elterlichen Traumas erst bewusst werden, wenn sie selbst ein Trauma erleiden und überrascht feststellen, dass zugleich dieses ursprüngliche Trauma an die Oberfläche tritt. Schützenberger (2007) beschreibt solche verdeckten Vorgänge – oder ungelösten Konflikte – in der generationalen Geschichte als „heiße Kartoffeln, die man so schnell wie möglich loswerden möchte und daher wieder und wieder von Generation zu Generation weitergibt“ (S. 157). Dies sei „eine Art zurückwirkendes Trauma, eine offene Wunde, die aufgedeckt, therapeutisch behandelt und kontrolliert werden muss“ (S. 157).

2001 besprach ich vier verschiedene theoretische Modelle, um die Weitergabe von Traumata von Eltern an ihre Kinder zu beschreiben. Zu diesen gehörten:

- ① die psychoanalytische Theorie,
- ② die soziokulturelle oder Sozialisierungstheorie,
- ③ die Familiensystem- oder Kommunikationstheorie,
- ④ genetische und biologische Theorien.

Diese Modelle können nun mit den von Jablonka und Lamb in ihrem Buch *Evolution in Four Dimensions* über Evolutionsbiologie (evolutionary developmental biology) vorgestellten Theorien verglichen werden. Diesen Theorien zur Folge kann die intergenerationale Weiter-

gabe nicht nur auf die Gene an sich, sondern auch auf vererbte Abweichungen – was auch immer das bedeuten mag – zurückgeführt werden. Die Autoren gehen davon aus, dass solche Abweichungen auf vier verschiedenen Ebenen auftreten können: Zunächst ist hier die genetische zu nennen. Hierüber hinaus können Abweichungen auf epigenetischer Ebene auftreten, indem der Informationsgehalt der vorhandenen DNA-Stränge verändert wird. Das geschieht, indem Abweichungen in der DNA-Translation während des Entwicklungsprozesses nachträglich bei der Reproduktion übertragen werden. Dies wiederum kann zu einer Modifikation der DNA-Sequenz führen. Die dritte Ebene bezieht sich auf die Übertragung von Gewohnheiten. So sind zum Beispiel Fälle dokumentiert, in denen bei unveränderten Lebensbedingungen Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel durch soziales Lernen bei verschiedenen Tierarten weitergegeben wurden und sich von Generation zu Generation unverändert fortsetzten. Die vierte Dimension bezeichnet die symbolische Vererbung, die nur bei Menschen auftritt und in Form der Weitergabe von Traditionen mittels Sprache und Kultur von statten geht.

Diese Modelle weisen signifikante Ähnlichkeiten auf. Lediglich die zweite von Jablonka und Lamb (2005) vorgestellte Ebene der Epigenetik, die ich in meinem vorangegangenen Überblick nicht berücksichtigt habe, stellt eine Ausnahme dar.

Meiner Meinung nach ermöglicht dieses neue Fachgebiet der Epigenetik, die neuro-biologische TTT wesentlich schlüssiger zu erklären. Zudem vermag es die Ursachen für Unterschiede in Untersuchungsergebnissen früherer Studien aufzuklären und einige der vorangestellten Ansätze, die im Schwerpunkt entweder auf einer psychosozialen oder neurobiologischen Betrachtung beruhen, zu integrieren.

Epigenetische Übertragung

Was kann uns die Epigenetik über die TTT lehren? Was kann Intergenerationelle Epigenetische Vererbung (Ingenerational Epigenetic Inheritance – IEI) oder Transgenerationale Epigenetische Transmission (Transgenerational Epigenetic Transmission – TET) zu unserem Verständnis der TTT beitragen?

Vergleicht man, zur vereinfachten Darstellung, das Genom mit der Hardware eines PCs, wäre das Epigenom die Software. Nachkommen von Holocaust-Überlebenden könnten, diesem Ansatz folgend, in bestimmter Weise auf einen festgelegten Verlaufsplan schrecklicher und katastrophaler Ereignisse ‚programmiert‘ sein. Führt man diese Metapher einen Schritt weiter, wäre das Epigenom als bösartiger Computervirus eine ‚Malware‘, die sich selbst vervielfältigen, andere Computer anstecken und ihnen in unvorhersehbarer Weise Schaden zufügen kann, zu bezeichnen. Solch ein ‚vermittelnder Agent‘ würde ähnlich wie ein Virus funktionieren, der Infektionen auslöst, oder wie eine Mücke, die Malaria von einer Person auf die andere überträgt.

Epigenetik bezieht sich auf die vererbten Eigenschaften, die nicht auf Veränderungen der ihr zugrundeliegenden DNA zurückzuführen sind. Die DNA, die von unseren Eltern vererbt wird, bleibt während unseres ganzen Lebens bestehen und ist in jedem Teil unseres Körpers identisch. Während der Gestation, aber auch in späteren Entwicklungsstadien, werden die Gene in unserer DNA jedoch von einer chemischen Schicht, die man als DNA-Methylierung bezeichnet, gekennzeichnet. Diese Kennzeichnungen reagieren auf die Umgebung, insbesondere während der ersten Lebensjahre. Die epigenetischen Kennzeichnungen unterteilen die DNA und programmieren sie, die richtigen Gene zur

richtigen Zeit am richtigen Ort zu exprimieren. Das epigenetische Gedächtnis bleibt für unsere Lebenszeit bestehen und alle Zellen unseres Körpers tragen diese Art Gedächtnis ihrer Identität. Wenn ein umweltbedingter Stressfaktor (oder ein schweres Trauma) auftritt, führt dies zu epigenetischen Veränderungen, die dann an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden. Wenn der Druck der Umgebung wegfällt, können sich diese neuen Markierungen jedoch zurückentwickeln und die DNA-Codierung kann zu ihrer ursprünglichen Programmierung zurückfinden.

Epigenetische Vererbung hat ein weit greifendes Ausmaß. Eine umfassende Untersuchung von mehr als hundert Fällen transgenerationaler epigenetischer Vererbung wies das Phänomen bei einer großen Anzahl von Organismen, Bakterien, Pflanzen und Tieren nach (Jablonka und Raz, 2009). Auch Jablonka und Lamb (2005) lieferten weitreichende Nachweise dafür, dass Traumaübertragung biochemisch auch bei Menschen möglich ist. So zeigten sie zum Beispiel auf, dass lebensbedrohliche Umweltbedingungen (wie zum Beispiel das Überleben einer Hungersnot) bei Eizellen und Spermien eine Prägung hinterlässt. Diese genetischen Prägungen beeinflussen die Evolution und führen sogar innerhalb einer einzigen Generation zur Weitergabe neuer Merkmale. So kommt es, dass eine Person, deren Großvater unter einer Hungersnot litt, als er ein Junge war, sehr viel weniger anfällig für Diabetes ist als eine Person, auf deren Großvater dies nicht zutrifft, auch wenn beide Kinder die Hungersnot selbst nicht erlebt haben.

Anhand zahlreicher Experimente wurde belegt, dass erworbene Eigenschaften und Fähigkeiten biochemisch von einer Generation auf eine andere übertragen werden, wie ursprünglich von Jean-Baptiste Lamarck, dem Begründer der Evolutionstheorie, behauptet. Demnach können Eltern nicht nur Eigenschaften und Fähigkeiten

wie Sprachbegabungen weiterreichen, sondern eben auch jegliche Arten von Konflikten, Leidens- und Lernprozessen, posttraumatische Emotionen mit eingeschlossen. Sogar ein Gemütszustand kann in diesem Fall weitergegeben werden. Gleiches gilt für Angst, Leiden und Vulnerabilität im Allgemeinen.

Maccoby (2000) fasste den Nachweis cross-generationaler Übertragung psychischer Störungen zusammen und beschrieb inwiefern diese durch das von den Eltern gebotene Sozialisationsumfeld mildernd beeinflusst werden können. Laut Studien über adoptierte Kinder entwickelten so etwa Abkömmlinge eines schizophrenen leiblichen Elternteils häufiger eine Bandbreite psychischer Probleme; jedoch nur, wenn sie von einer dysfunktionalen Familie adoptiert wurden.

Von diesem epigenetischen Blickwinkel ausgehend, können wir nun erklären, wie Alpträume, ebenso wie das gesamte Unterbewusstsein der Folgegenerationen, von den Träumen der Vorfäter gefärbt sein können. Denn wenn solche neurobiologischen – oder epigenetischen – TTT tatsächlich von Kindern geerbt werden, wird der Verfolgungskomplex der Eltern auch den Nachwuchs über Generationen hinweg infizieren. Selbst wenn, oder weil, diese Traumatisierung von der ersten Generation geleugnet oder ‚vergessen‘ wurde, wird sie früher oder später Ausdruck in dem emotionalen Stress späterer Generationen finden. Dem zur Folge wäre ein Kind, das von einem Albtraum verängstigt aufwacht, der dem Trauma seiner Eltern ähnelt, ein Zeichen für das Vorhandensein einer direkten epigenetischen Übertragung. Zudem indiziert ein solches Vorkommnis die Absorption einiger Symptome der allgemeinen psychischen Störung des Elternteils (so wie PBS, Depressionen oder Angststörungen), obwohl wir noch immer nicht wissen, welche Gene genau bei diesen Störungen betroffen sind.

Yehuda und Bierer (2009) zur Folge „können epigenetische Modifikationen wie DNA-Methylierung in Folge von Umwelteinflüssen auftreten, die die funktionale Gen-Expression auf dauerhaftem und potentiell intergenerational übertragbarem Wege abändern. Als solche mögen sie inter-individuelle Variationen, genau wie lang andauernde Auswirkungen der Traumabelastung, erklären. Obgleich es gegenwärtig keine neuen Erkenntnisse gibt, die auf für PBS oder PBS-Gefährdung spezifische epigenetische Modifikationen hinweisen, sind viele neuere Untersuchungen mit epigenetischen Erklärungsansätzen kompatibel.“

Das wurde von Klein (2008), einem Kind von Holocaust-Überlebenden, folgendermaßen verdeutlicht:

„Meine Eltern sind Holocaust-Überlebende und aller Wahrscheinlichkeit nach waren ihre Epigene stark von dieser Erfahrung beeinflusst. Der Holocaust hat sich im wahrsten Sinne des Wortes mit der Geburt in jede Zelle unseres Körpers eingepägt; und das Gleiche gilt für Hannah, meine Tochter. Unsere Erfahrungen können daher auf tiefer biologischer Ebene durch die Generationen zurückschlagen: ein ernüchternder Gedanke für ein Elternteil.“

Epigenetische Therapie

Geht man von einer epigenetischen Übertragung aus, hat dies direkte Konsequenzen für eine Behandlung von TTT. Aus dieser Perspektive betrachtet stellen wir uns die Frage: Welche existierenden oder neuen therapeutischen Ansätze können die übertragenen elterlichen Erinnerungen (oder deren Folgeerscheinungen) aus der Psyche des Kindes verbannen? Ermöglicht unser gegenwärtiger Wissensstand und Erfahrungsschatz, die epigenetische Struktur einer

betroffenen Gehirnzelle nachhaltig zu ändern? Die folgenden Ansätze, von denen manche anerkannt und weit verbreitet, andere hingegen nur imaginär sind, könnten auf diesen Zweck hin untersucht werden:

1. Psychoanalyse könnte genutzt werden, um unterdrückte Erlebnisse mittels familiärer Analyse von Träumen, inneren Widerständen, Übertragungen und Manifestationen im Unterbewusstsein des Betroffenen zu aktualisieren. Dies wäre eine Möglichkeit, die unterdrückten Erinnerungen an die Oberfläche zu holen und mit dem Patienten mit TTT das Unterbewusste zu durcharbeiten. Auf diese Weise könnte die Psychoanalyse dazu ermutigen, das Trauern und Aufarbeiten bezeichneter Erlebnisse nachzuholen.
2. Hypnose könnte das ursprüngliche Trauma auf noch stärkerem Wege reaktivieren. Vergleichbar mit anderen erlebnisorientierten Annäherungen wie Psychodrama könnte es dem Patienten mit TTT helfen, die Katharsis zu erreichen und den ursprünglichen Leidensprozess in einem veränderten Stadium des Bewusstseins zum Abschluss zu bringen.
3. EMDR ist eine strukturierte Annäherung an vergangene, gegenwärtige und zukünftige Aspekte der Unruhe auslösenden Erinnerungen. Da die Methode speziell für die Behandlung von PBS entwickelt wurde, könnte sie sich auch dazu eignen, den Klienten mit diesem Ereignis zu konfrontieren, während sein Gehirn bilateral stimuliert wird.
4. Yoga, Tai Chi Chuan und Meditation, basierend auf traditioneller östlicher Medizin, könnten emotionale Auswirkungen sekundärer PBS regulieren, während gleichzeitig die Ausgeglichenheit von Körper und Geist verbessert würde. Atemübungen würden dabei helfen, Stress zu reduzieren und die

Regulation verschiedener psychischer oder physischer Vorgänge unterstützen.

5. Ein Instrument zur Entspannung der Gehirnströmungen (bislang noch nicht erfunden) könnte eingesetzt werden, um auf die Alpha- und Theta-Wellen einzuwirken. Solch eine ‚MEMBRAIN-Vorrichtung‘ würde die Koppelung zu der näheren Umgebung der Zelle verändern, die schädigenden posttraumatischen Erinnerungen zum Schweigen bringen und das Gleichgewicht zwischen linker und rechter Hemisphäre des Gehirns herstellen.
6. Psychopharmaka könnten für spezifische PBS-Syndrome bei TTT-Patienten verschrieben werden. Neben den bereits erhältlichen SSRI-Medikamenten, könnten SSRI-Präparate, vergleichbar dem bei tödlichem Blutkrebs angewandten Azacitidine, entwickelt werden. Diese (bislang nicht entwickelten) Medikamente würden mittels epigenetischer Kennzeichnungen Gene in Blutvorläuferzellen stilllegen und auf diesem Wege Genexpressionen, die mit der Erkrankung in Verbindung stehen, regulieren. Auf diesem Wege könnten bösartige Zellen in gutartige Zellen umgewandelt werden.

Fazit

Es wäre ein bemerkenswerter Fortschritt, wenn wir die Beobachtung, dass Kinder sich an das erinnern können, was Eltern und Großeltern vergessen haben, neurobiologisch (epigenetisch) nachweisen könnten. Auch wäre die sichere Erkenntnis der Tatsache, dass wir die verdrängten Erlebnisse unserer Vorfahren erben, gleichermaßen revolutionär und hätte enorme Konsequenzen für unseren Blick auf die Psychopathologie im Allgemeinen sowie ihre Behandlungsformen.

- Was ist notwendig, um dieses Ziel zu erreichen?
- Welche Art von Grundlagenforschung würde uns einen Schritt weiterbringen?
- Gibt es einen objektiven Weg, die epigenetische Zellstruktur einer Person entschlüsseln zu können?

Viele Jahre Gehirnforschung haben gezeigt, dass Menschen auf der Grundlage eines komplexen Musters neuraler Pfade, entworfen für eine ‚Angriffs-oder-Flucht-Reaktion‘, für Stress ‚vorprogrammiert‘ sind. Die Forschung weist auch darauf hin, dass chronischer Stress Hirngewebe zerstört, insbesondere im Bereich des Hippocampus. Um den auf die verschiedenen neurobiologischen Prozesse der TTT bezogenen Erkenntnisprozess voranzutreiben, sollten zukünftige Studien einige oder alle der folgenden Untersuchungskriterien bei TTT-Kindern von Traumaopfern mit PBS abdecken:

- ① die hippocampale Struktur mit MRT und die hippocampale Funktion mit PET
- ② die HPA/HTPA-Funktion (Hypothalamus-Hypophysen-Nebennieren-Achse Funktion) auf der Ausgangsebene und unter Stressbelastung (etwa über das Blut, den Speichel oder Urincortisol).

Mit solchen Informationen könnten wir dazu in der Lage sein, unser Verständnis von dem Prozess der TTT tatsächlich zu verbessern. Meiner Meinung nach hat Epigenetik das Potential, einige Kontroversen der Vergangenheit beizulegen. Bei diesem Prozess kann sie zwei aus der Erforschung des Phänomens bereits bekannte Widersprüche beseitigen. Der erste betrifft die simultane Präsenz von Anfälligkeit und Resilienz, der zweite Abweichungen der klinischen Fachliteratur von epidemiologischen Forschungser-

gebnissen, die die Präsenz oder Abwesenheit spezifischer Psychopathologie betreffen (Kellermann, 2009).

Ich habe bereits früher (Kellermann, 2011) bestätigt, dass die beiden Kräfte der Vulnerabilität und Resilienz die Psyche der Kinder von Trauma-überlebenden dominieren.

- Wie können so verletzte Menschen so gut funktionieren?
- Wie konnten Menschen mit solchen seelischen Schmerzen so viel erreichen?

Darüber hinaus haben so viele Kinder beklagt, dass sie das Leiden ihrer traumatisierten Eltern übernommen haben, während sie zur gleichen Zeit darauf hinwiesen, in keiner Weise von der nicht betroffenen Mehrheitsgesellschaft abzuweichen. Die Beobachtungen der klinischen Praxis und kontrollierter Forschung kamen bei der Untersuchung der betroffenen Bevölkerungsgruppe zu unterschiedlichen Ergebnissen. Mit den neuesten Erkenntnissen der Epigenetik ist diese Kontroverse wesentlich verständlicher geworden, da hiernach die angeborene Symptomatik ‚ein- oder ausgeschaltet‘ und, wie schon von Yehuda & Bierer herausgestellt, zu verschiedenen Zeiten entweder Vulnerabilität oder Resilienz bei der selben Person aktiviert werden kann.

Epigenetik in ein Modell zu integrieren, das vorangegangenen Erfahrungen erlaubt, eine zentrale Rolle bei der Bestimmung individueller Unterschiede einzunehmen, hat auch vor einer entwicklungspsychologischen Betrachtung der PBS-Vulnerabilität Bestand.

Epigenetische Prädisposition für PBS beeinflusst den Phänotyp eines individuellen Organismus. Als solcher kann er durch günstige oder ungünstige Bedingungen, wie den unter den ver-

schiedenen erschwerenden oder mildernden Faktoren in der Entwicklung spezifischer Zweite-Generations-Symptomatik herausgestellten (vgl. Kellermann, 2009), modifiziert werden. Epigenetik funktioniert auf beiden Wegen: Sie kann TTT-Symptome zur Erscheinung bringen, sie aber auch verschwinden lassen. Wenn die passenden Bedingungen zu ihrer Entwicklung beitragen, werden sie aufblühen. Wenn es an diesen fehlt, werden sie ruhen. Im Ergebnis beinhaltet Epigenetik die These, dass Umweltfaktoren unsere Biologie bestimmen können, aber wir auch zugleich die Möglichkeit haben, unseren Körper zu kontrollieren, selbst wenn er durch die Vergangenheit ‚vorprogrammiert‘ ist. ■



II. Dr. Susanne Guski-Leinwand: Die unversorgten Generationen – Traumatisierungen zweiter Ordnung bei Nachkommen traumatisierter (Groß-) Eltern der NS-Generation

Dieser Artikel soll auf die Situation der Nachfolgenerationen aufmerksam machen, die als Nachkommen von Eltern oder nahen Angehörigen, die in der NS-Zeit traumatisiert wurden, unter eingeschränkten psychischen Bedingungen aufgewachsen sind.

Von einer Einschränkung psychischer Bedingungen ist hier deshalb die Rede, weil Traumata den Betroffenen in seinem spontanen, natürlichen Verhalten gegenüber anderen Menschen und Situationen einschränken. Wenn nun ein traumatisierter Erwachsener – als ein Elternteil oder Erziehungsberechtigter – mit dieser Einschränkung seine Nachkommen oder Schützlinge erzieht, geschieht das vor dem Hintergrund eines reduzierten Empfindungs- und Handlungsvermögens. Somit wird den Nachkommen auch ein eingeschränktes Verhalten vorgelebt bzw. weitergegeben, das diesen wiederum oft erst viele Jahre oder Jahrzehnte später bewusst wird. Ein bedeutsamer Teil einer psychisch eingeschränkten Lebensweise besteht aus Verdrängung, die oft erst dann offenkundig wird, wenn bei Nachkommen traumatisierter Erwachsener der NS-Zeit die natürlichen Kräfte altersbedingt nachlassen und verdrängte psychische Befindlichkeiten in das Bewusstsein kommen können. Als unerklärliche Ängste, Vermeidungsstrategien, depressive Verstimmungen unklarer Provenienz, Schlafstörungen, Unruhe, anfallsartiges Zittern und andere diffuse Zustände erleben Nachkommen der Zweiten und Dritten Generation psychische Einschränkungen, die sie sich selbst zunächst nicht erklären können.

Als Kinder oder Nachkommen mit traumatisierten Vorfahren sehen sie sich zunächst meist nicht im Zusammenhang mit diesen sehr unterschiedlich auftretenden Symptomen. Auch bieten die klassischen Nachschlagewerke – wie ICD 10 – keine Kategorie, unter der eine entsprechende Symptomatik beschrieben oder für die eine psychosoziale Versorgung zu Grunde gelegt wird. Zwar lassen sich die Einzelsymptome isoliert (als Depression oder Angststörung) nach verschiedenen Manualen und Gebührenordnungen behandeln bzw. abrechnen, doch handelt es sich hier nicht um isolierte Einzelsymptome, sondern um individuell unterschiedliche, kontextuell bedingte psychische Beeinträchtigungen, die in der Interaktion mit traumatisierten Bezugspersonen erworben bzw. unbewusst übernommen wurden.

Zumeist sind die Betroffenen – Mitglieder der Zweiten Generation – jedoch in den meisten Lebensbereichen durchaus symptomfrei; gleichzeitig treten die sehr unterschiedlichen Einschränkungen in wiederkehrender Regelmäßigkeit auf und stellen deshalb sowohl für den Betroffenen als auch für den Therapeuten eine Herausforderung dar.

Um dieser Herausforderung professionell und wirksam begegnen zu können, braucht es Orientierung: Auf Seiten des betroffenen Menschen zielt Orientierung auf eine Einordnung hin, ein Verständnis für die Entstehungsbedingungen und den Umgang mit den Einschränkungen. Für die therapeutische Professionalität braucht es ebenfalls eine Einordnung und damit ein Wissen

um die Hintergründe, die zur Entstehung dieser Einschränkungen geführt haben und ebenso ein Wissen um die psychosozialen und therapeutischen Versorgungsmöglichkeiten. Eine erste Einordnung wird hier als ‚Traumatisierung zweiter Ordnung‘ vorgeschlagen, da ein Trauma an sich von den Betroffenen der Zweiten und Dritten Generation nicht erlebt wurde oder gar bekannt ist, sondern in seinen Auswirkungen von der Eltern- bzw. Vorfahrgeneration durch deren eingeschränkte Verhaltensweisen in Interaktionen vermittelt wurde. Eine eigene Diagnose für diese in sich mannigfaltig bestehende psychische Einschränkung oder Störung besteht ebenso wenig wie Empfehlungen oder Erkenntnisse über geeignete therapeutische Verfahren zu ihrer Behandlung. Zwar lassen sich im Nachschlagewerk „Psychyrembel“ hinreichende Diagnosen finden, die auf Entstehungszusammenhänge von Verfolgung verweisen können, doch sind diese selten explizit auf die Verfolgungssituation bezogen. Als Beispiel sei hier die Entwurzelungsdepression genannt, die sich laut „Psychyrembel“ (1990, S. 447) als eine ausgelöste reaktive Depression infolge freiwilliger oder erzwungener Ortswechsel und als „einschneidende Veränderungen der psychosozialen Situation und Verlust gewohnter sozialer und kultureller Bezugs- und Wertesysteme“ darstellt. Viele der in der NS-Zeit Verfolgten könnten unter dieser Entwurzelungsdepression gelitten haben, ohne dass diese als solche genannt oder bekannt war. Allein der Tatsache, dass eine Entwurzelung bei Verfolgten, Vertriebenen oder ‚Umgesiedelten‘ in der NS-Zeit stattgefunden hat und vermutlich sehr häufig eine reaktive Depression bei der Elterngeneration ausgelöst haben könnte, ist sowohl im gesellschaftlichen Raum als auch im psychotherapeutischen Kontext bisher wenig Öffentlichkeit zu Teil geworden. Erst heute – viele Jahrzehnte später – rückt dieses nachdenkswerte Kriterium angesichts schwer einzuordnender, vielfältiger Symptomatik merklich in den Vordergrund. Es ließe sich auf Basis dieses

Entwurzelungsvorgangs und -erlebens eine Situation in seinen Auswirkungen sowohl bis in die heute noch lebende Zweite Generation als auch womöglich deren Kinder, die Dritte Generation, erklären. Eine weiterführende Erklärungsbasis eröffnet sich aus der Traumaforschung selbst; Kennzeichen für die traumatisierende Situation von NS-Verfolgten sind unter anderem:

- Geburtsdatum liegt vor der Kriegszeit bzw. in der Kriegszeit (ca. 1920–1945);
- Hunger, Inflation, wirtschaftliche Verluste in der Weimarer Republik;
- Erfahrungen von existenzieller Bedrohung: Ängste, Erlernen von (staatlicher) Abhängigkeit;
- Erfahrungen von Ausgrenzungen und Unfreiheit in der Weimarer Republik:
 - Zunehmender Antisemitismus;
 - Gesellschaftliche Ausgrenzung wegen des Aussehens (Erstarken des völkischen Ideals);
 - Aufkommen pseudo-psychologischer Theorien (Ausdruckswissenschaft; Bewertungen);
 - Politisch neue, vielfältige und unruhige Situation; Attentate in den Reihen fast aller Parteien und auf deren führende Persönlichkeiten;
 - Manipulation durch Einsetzen propagandistischer Maßnahmen.

Für die in der NS-Zeit verfolgten Gruppen hatten diese – im äußeren Leben bedingten – Situationen folgende physische und psychische Auswirkungen:

- Ab 1933: Verlust (in Folge des Verbots) der Teilnahme am beruflichen und gesellschaftlichen Leben; Aberkennung von Rechten, Flucht, Gefangenschaft, Folter und Übergriffe

aller Art; Verlust von Bezugspersonen durch Mord, Angriffe, unfreiwilliges Aufgeben gewählter und geliebter Lebenssituationen etc.;

- Erfahrungen von Abwertung, Demütigung, Verfolgung, Gewalt, Willkür, Terror und allgegenwärtiger Gefahr;
- Psychische Situation: Ängste, Verdrängung und Verleugnung natürlicher sozialer Bedürfnisse, ‚Gespalten-Sein‘, Druck und Spannung, Verzweiflung, Stress, Ohnmacht, Wut, Trauer und Verdrängung psychischer Bedürfnisse.

Auch andere – den Verfolgtengruppen nicht angehörende – Mitglieder der Zweiten Generation betraf eine physisch und psychisch vergleichbare Situation im Kriegsgeschehen, Arbeitsdienst oder Landjahr: Hier wurde Entwurzelung erfahren und Übergriffe aller Art wurden erlitten; Todes- und Unglückserfahrungen mit nahen Angehörigen oder Bezugspersonen wurden ebenso erduldet wie Zerstörungen und Überforderungen.

Die psycho-physischen oder psychosozialen Resultate nach 1945 waren demnach bei einer Vielzahl von Mitgliedern der Elterngeneration, also der ersten traumatisierten Generation:

- Traumatisierungen durch eigene Gewalterfahrungen;
- Gesehene Gewalterfahrungen;
- Nicht verhinderte bzw. verhinderbare Gewalt an Anderen;
- Realisierung von Gewalt und Mord an nächsten Angehörigen.

Psychisch führte dies unweigerlich zum Ingangsetzen innerer Bilder der Ereignisse, denen wie in ‚**psychischer Gefangenschaft**‘ nicht entronnen werden kann:

- Echos von Gefühlslagen bildeten den Hintergrund des Alltags;
- Wiederkehr von Bildern des Erlebten in Träumen und im Wachzustand;
- Zurücknahme der psychischen Bedürfnisse zu Gunsten von Funktionalität und durch Argument der diktierten Dankbarkeit, selbst überlebt zu haben, war die Folge.

Nicht selten befanden sich die Betroffenen in einer ‚kognitiven Dissonanz‘, das heißt Kognitionen bzw. Gedanken stehen im Widerspruch zueinander, wie sie beispielsweise in einem dankbaren Erkennen, überlebt zu haben, mit der Ablehnung der gegebenen Umstände zusammenfallen können.

Aber auch hat – und das ist für die Entstehung eines Traumas zweiter Ordnung wesentlich – die **emotionale Dissonanz** hier ihren Ursprung. Dieser Begriff ist in der klinischen Psychologie eher selten zu finden, in der Wirtschaftspsychologie (ABO) dafür jedoch um so häufiger. Als emotionale Dissonanz wird bezeichnet, wenn Gefühle im Widerspruch zueinander stehen: So zum Beispiel das Gefühl der Dankbarkeit gegenüber der Aversion gegen die Situation, in der man als Vertriebener oder Verfolgter lebte. Auf die Elterngeneration lässt sich aus den Umständen und den kognitiven und emotionalen Dissonanzen sehr klar die in der ICD 10 vorzufindende Diagnose beziehen: **Posttraumatische Belastungsstörungen PBS/PTSD** (Post-Traumatic Stress-Disorder) werden als Folgeschäden häufig als Angststörungen bezeichnet (Flor, 2002). Gemäß ICD 10 (ICD-10-GM 2010): Kategorie F 43 „Reaktionen auf schwere Belastungen und Anpassungsstörungen“ bezeichnet man sie auch als ‚**Traumatische Neurose**‘; nämlich eine „(...) verzögerte (...) Reaktion auf ein belastendes Ereignis oder eine Situation (...) mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigem Ausmaß (...,...) Teil-

nahmslosigkeit der Umgebung gegenüber, Freudlosigkeit (...,...) Angst und Depression. (...) In wenigen Fällen nimmt die Störung über viele Jahre hinweg einen chronischen Verlauf und geht dann in eine andauernde Persönlichkeitsänderung (F 62.o) über.“

Eine wie oben schon angeführte Entwurzelungsdepression kann damit durchaus auch mit einer traumatischen Neurose zusammengehen.

Für die Zweite Generation hatte dies folglich Auswirkungen, da sie, aufgrund der psychischen Einschränkungen der Elterngeneration, in **emotional dissonanten Interaktionen** heranwuchs und geprägt wurde. Gefühlsreaktionen standen bei der Zweiten Generation noch stärker im Widerspruch zueinander, weil für diese Generation keine kognitive Einordnung der Dissonanz möglich war. Während die Eltern noch wussten, woher ihre Bilder in den Alpträumen stammten und wie die vom Krieg zerstörte Umgebung oder die Situation in den Gefangenenlagern war, war diese Orientierung für die Nachgeborenen nicht mehr gegeben. Eine überwiegend emotionale Dissonanz der Zweiten Generation widerfuhr ihnen beispielsweise so:

- Kindlich-vertrauensvolles Äußern von Wahrnehmungen im Sinne eines ‚Sich-Anvertrauens‘ traf nicht auf adäquate Antworten, sondern auf (Ver-) Schweigen bei Erwachsenen bis zur Verweigerung (emotionale Stumpfheit gemäß PBS);
- Kindliche Trauer, Verzweiflungen und Weinen trafen nicht auf Milde, Trost und Zärtlichkeit, sondern auf Härte oder Überreaktionen, die



Dr. Susanne Guski-Leinwand, Stella Shcherbatova – Foto: Alexandra Belopolsky

von depressiver Tönung bis hin zu Gewalt und Schlägen reichten;

- Das kindliche Bedürfnis nach Geborgenheit wurde nicht gestillt und nicht spontan oder situationsbedingt erlebt, sondern stattdessen durch psychische Nichtbeachtung verdrängt;
- Kindlicher Übermut und Spontaneität wurden als störend empfunden oder mit Gleichgültigkeit, vielleicht sogar mit Depression oder Krankheitsbereitschaft, hingenommen, nicht mit Freude und ebenbürtiger Spontaneität beantwortet.

So führten **emotional dissonante Interaktionen** zu **emotionalen Entbehungen** in der Zweiten Generation. Sie manifestierten sich in:

- Weitgehend fehlender Tröstung;
- Unzureichender Zärtlichkeit bzw. sinnlicher Erfahrung;

- Begrenzter Erfahrung von ‚Weichheit‘ (Rührung, Wärme, Zuneigung, ...);
- Verminderter Ausgelassenheit und Fröhlichkeit;
- Insgesamt wenig unterschiedlichen Emotionen, das heißt einem eingeschränkten emotionalen Verhaltensrepertoire.

Die **Folgen emotionaler Entbehungen** lassen sich konkretisieren als:

- Verfrühtes Abgrenzungslernen / Isolation, woraus eine Bereitschaft zur Depression erwachsen kann, die möglicherweise erst sehr spät durchbricht;
- Eine Befangenheit in emotionaler, sozialer (An-) Teilnahme kann – auch sehr spät – Vermeidungsverhalten und Ängste aller Art (von der sozialen Angst bis zu spezifischen Angststörungen) zur Folge haben;
- Andererseits kann eine gesteigerte Emotionalität zu kompensatorischem oder dekompensatorischem Verhalten führen und die Lebensführung des Betroffenen entsprechend beeinflussen bzw. beeinträchtigen;
- Schließlich können Verdrängung und Verleugnung psychischer Bedürfnisse die Folge kontinuierlicher emotionaler Entbehungen sein: Spaltungsgefühle können hier ihren Nährboden finden;
- Auch die mit der emotionalen Dissonanz einhergehende verminderte emotionale Ausdrucksfähigkeit (sprachlich-mimisch-gestisch) kann Folge langjähriger emotionaler Entbehungen und Irritationen sein.

Gerade in Bezug auf die Ausdrucksfähigkeit zeigen neuere Forschungsergebnisse, dass der

Ausdruck von Gefühlen schon unmittelbar nach der Geburt in den Gesichtern von Neugeborenen gesehen werden und als Kommunikationssystem mit seinen Bezugspersonen – auch aufgrund von angeborenem Ausdrucksverhalten beim Säugling – etabliert werden kann, ohne dass der Säugling schon absichtliches bzw. zielgerichtetes Ausdrucksverhalten auf eine bestimmte Emotion hin zeigt. Dennoch dient dieses entwicklungspsychologisch frühe Verhalten der Ausbildung von Bindung zwischen Mutter und Kind, die **schützend gegen die Entwicklung mentaler Störungen** wirkt (Traue, 2002b, 84).

Die Mutter oder die Bezugspersonen des Kindes – also eines Mitgliedes der Zweiten Generation – waren durch Traumatisierung folglich auch in ihrem Ausdrucksverhalten eingeschränkt, da sich Emotionen über Sprache, Gestik und Mimik in unserer Kultur ausdrücken. Traumatische Erlebnisse rufen häufig bei den Betroffenen eine „**emotional expressive Hemmung**“ (Traue, H. C., 2002a, S. 81) hervor, die mit gleichzeitiger Erregung im vegetativen, zentralnervösen und endokrinen Bereich einhergehen und in körperliche Erkrankungen und Symptome münden kann. Diese emotionale Hemmung wird auch als „**emotionale Implosion**“ (vgl. Traue, 2002a) bezeichnet: Durch Traumatisierung werden häufig unerträgliche Ängste erzeugt, die eine vollständige Blockade von Expressivität und Verhalten bewirken und somit auch das Ausdrucksverhalten bzw. die Ausdrucksfähigkeit beeinflussen.

Emotional-expressives Verhalten als **zwischenmenschliches Signal- und Orientierungssystem**, mit dem **emotionale Zustände** (Liebe, Freude, Trauer) des Individuums **in die soziale Umwelt** transportiert werden, hat die Zweite Generation nicht in natürlicher (das heißt in konsonanter) Weise erfahren:

- Emotional-expressive Hemmungen führten zu **Störungen in der Regulation des sozialen**

Verhaltens (Handlungsbereitschaft zur Bindung kann vermindert oder unterbrochen werden etc.);

- Im Laufe der Zeit lernten die Kinder der Zweiten Generation – im Rahmen des sozialen Lernens – **Situationen kognitiv falsch zu bewerten**: Was macht (mir und anderen) Freude, was erzeugt Trauer, Ärger, etc. . Die kognitive Bewertung von Situationen kann Emotionen erzeugen und diese im Sinne der emotionalen Dissonanz **paradox codieren** („Wenn ich mich freue, ist Mama traurig, also werde ich traurig, wenn ich mich freue“).

Wie können wir dieser Generation – der Zweiten Generation – und ihren psychischen Einschränkungen in der psychosozialen Versorgung und in der gesundheitspolitischen Diskussion gerecht werden? Eine Möglichkeit hierzu, neben einer verstärkten Thematisierung dieser Situation in der Öffentlichkeit und in den Medien, stellt sicher die Aufnahme des Faktums in die ICD 10 dar, vorgeschlagen hier als Unterkategorie zu F43 (PBS), ggf. F 62 (Anpassungsstörung):

- **Traumatisierung infolge Posttraumatischer Belastungsstörung (PBS/PTSD) von Bezugspersonen – Traumatisierung zweiter Ordnung**: Atmosphärischer und entwicklungsbedingter Einbezug in die emotional-expressive Hemmung der Eltern, ohne diese zu kennen; die Eltern kennen ihre wiederkehrenden Bilder in den Träumen; die Kinder kennen sie nicht;
- Die **Hemmung** von Emotionen führt generell über unterschiedliche Pfade zu **gesundheitlichen Störungen und Krankheitsverhalten** (Traue, 1998); die gehemmte emotionale Verarbeitung muss nicht notwendigerweise selbst Krankheiten bewirken, sie kann aber **Erkrankungen mit anderer Entstehungsgeschichte beeinflussen** (Traue und Pennebaker,

1993), bzw. **psychische Störungsbilder** hervorgerufen, wie sie als Folgen der emotional dissonanten Interaktion bereits erläutert wurden;

- Entwurzelungsdepression als Erfahrung in der Elterngeneration, die latent in angedeuteten Erzählungen an die Nachfolgenera-tion weitergegeben wird.

Letztlich sind viele Mitglieder der Zweiten Generation hiervon betroffen. Es darf also bei einer Aufnahme dieser psychischen Einschränkungen als eigenständige Unterkategorie keinesfalls um eine Stigmatisierung gehen. Es soll vielmehr ein Beitrag sein, den Betroffenen wenigstens von außen einen gewissen Schutz und Unterstützung in einer schweren Zeit, in der zumeist zweiten Lebenshälfte, zu gewähren, der durch die unmittelbar Beteiligten (Elterngeneration) nie oder nur sehr gering gegeben werden konnte, und für die diese Generation auch heute nicht zur Klärung zur Verfügung steht. In der psychischen Überforderung, die sich für die Zweite Generation über Jahrzehnte durchzieht und fortsetzt, darf sie nicht länger allein gelassen werden. Für viele Betroffene ist allein eine Finanzierung von Psychotherapie wegen fehlender Diagnosekriterien oder -klassifikation nahezu unmöglich, so dass hier angesetzt werden muss. ■



III. Stella Shcherbatova: Die Zweite Generation aus der ehemaligen Sowjetunion – Auf der Suche nach der eigenen Identität

Die Menschen meiner Generation sind in der Nachkriegszeit zur Welt gekommen und kennen den Krieg nur aus den Erzählungen unserer Eltern und Großeltern: Wir sind die Kinder der Kriegskinder. Die Traumata des Krieges setzen sich fort in den Nachkriegsgenerationen und erzeugen noch bei den heute 45- bis 65-Jährigen Ängste und Gefühle der Einsamkeit und Entwurzelung.

Mein Vater war nur vier Jahre alt, als er im Jahr 1942 mit seiner Mutter und seiner 11-jährigen Schwester sein Haus verlassen musste und vor den deutschen Truppen nach Kirgisien floh. Diese Geschichte habe ich von meiner Großmutter und Tante schon sehr oft gehört. Aber viel mehr erschreckte mich, wovon mir seine Nachbarin erzählte, als ich 14 Jahre alt war. Einmal hat sie sich an den Tag erinnert, an dem die Deutschen in ihren Hof kamen. Nazis erfuhren, dass im Haus meines Vaters Juden gelebt hatten. Weil die Familie meines Vaters schon lange weg war, steckten sie eine große Puppe meiner Tante auf ein Gewehr, marschierten durch die Straßen und verkündeten: „Das passiert mit allen Juden“. Damals bin ich zum ersten Mal auf dieses Thema aufmerksam geworden und habe meine Großeltern gefragt, welchen Unterschied es zwischen dem sowjetischen Volk und den Juden gibt, da wir in der Schule immer gehört hatten, dass Hitler die gesamte sowjetische Bevölkerung vernichten wollte. Ich habe erst später erfahren, dass in einem Massengrab in der Nähe meiner Stadt nicht einfach Leichname sowjetischer Mitbürger verscharrt sind, sondern nur solche jüdischer sowjetischer Bürger ...

Meinen Vortrag möchte ich mit einem Beispiel fortsetzen, das von Dr. Julia Bernstein auf einer Konferenz vorgestellt wurde. Dieses Beispiel spiegelt sowohl das gesellschaftliche Klima im heutigen Russland, das seine Wurzeln in der sowjetischen Rhetorik und Politik hat, als auch das hier diskutierte Thema der mehrfachen Traumatisierung sowjetischer Juden wider:

„In einem Film eines der prominentesten und beliebtesten Regisseure Russlands, Nikita Michalkov, ‚12‘ – eine russische Version des Hollywood-Films ‚12‘ – gibt es zwei charakteristische Szenen. An einer Stelle versucht ein antisemitischer Protagonist, den anderen als ‚Jude‘ (im Filmkontext ein Synonym für einen nationalen Verräter) zu erkennen. ‚Ich bin halbjüdisch‘ versucht sich Letzterer zu rechtfertigen, worauf der pathetisch vorgetragene Schlüsselsatz des Regisseurs folgt: ‚Halbjuden gibt es nicht!‘ (Das heißt im sowjetischen kulturellen Habitus: ein einziger jüdischer Blutstropfen macht die ganze Person zum Juden.) Später folgt die zweite Szene, in der ein anderer Protagonist – gewählt nach dem Stereotypen eines schwarzhaarigen und krummnasigen Juden – anfängt, über seinen Vater im KZ zu erzählen. Derselbe antisemitische (aber patriotische, ‚volksnahe und einfache‘) Darsteller unterbricht sofort, als er das Wort ‚Lager‘ hört und fragt pathetisch: ‚Wollen Sie uns hier (schon wieder) etwas über den Holocaust erzählen (im Sinne von ‚aufklären‘)?‘“

Die letzte Szene zeigt interessanterweise, wie dem Holocaustphänomen, das kaum Zugang zu der postsowjetischen öffentlichen Wahrneh-

mung gefunden hat, ein abgedroschener und uninteressanter Charakter zugeschrieben wird. (Übrigens war das für mich auch der erste Film, in dem das im Russischen unübliche Wort ‚Holocaust‘ genannt wurde).“

In meinem Vortrag möchte ich unterschiedliche Verfolgungserfahrungen ex-sowjetischer Juden als wesentlichen Teil ihrer jüdischen Identität analysieren, um die innere Welt dieser Gruppe besser zu verstehen. Wie Dr. Julia Bernstein betonte, hat jede Gesellschaft einen eigenen soziokulturellen und politischen Kontext, der die Art und Weise, wie sich ihre unterschiedlichen Mitglieder mit den Ereignissen auseinandersetzen, sie erinnern, verstehen und interpretieren, beeinflusst. Die Neuzuwanderer bringen selbstverständlich Interpretationsmuster mit, die durch das Ursprungsland stark geprägt sind und sich von den lokalen Aussprachen häufig unterscheiden. Dabei darf nicht übersehen werden, dass die Migranten mit dem Migrationsprozess oftmals überfordert sind und „ihre mitgebrachten Vorstellungen und wertvollen aber häufig schmerzhaften Erfahrungen adäquat den vorhandenen Diskursen und den in Deutschland üblichen Kategorien nicht ‚übersetzen‘ können.“

Z.B., erklärt Dr. Julia Bernstein, spricht man im Westen über den Holocaust als beispielloses, einzigartiges, für sich stehendes Phänomen bzw. erklärungsbedürftige oder rätselhafte Erscheinung, während in der Sowjetunion das Leiden des gesamten sowjetischen Volkes während des ‚Großen Vaterländischen Krieges‘ als beispielloses Opfer der friedlichen sowjetischen Bürger, übermenschlichen Einsatz, Widerstandskraft und Beharrlichkeit ohne Präzedenz thematisiert wurde. Der Begriff ‚Holocaust‘ hingegen blieb bis zu den 1990er Jahren unbekannt. Historisch gesehen waren sowjetische, polnische sowie deutsche Juden Holocaustopfer. In diesem Zusammenhang bricht die mitgebrachte sowjetische Siegherrhetorik die im Westen breit

akzeptierten Diskurskategorien. Die Kategorie ‚jüdische Sieger‘, von denen viele von deutscher Sozialhilfe unterstützt werden, kann als besonderes widersprüchlich, verwirrend, konfliktträchtig bzw. Übersetzungsproblematisch wahrgenommen werden.

Wie viele Forscher bemerkten, wurden erst nach der Perestroika die Begriffe ‚Katastrophe‘, ‚Holocaust‘ oder ‚Vernichtung‘ bezüglich jüdischer Opfer in der Ex-Sowjetunion verwendet. Bis dahin war das Thema ‚Holocaust‘ explizit nie Gegenstand von Diskussionen in der sowjetischen Historiografie – auch kaum nach der Perestroika. Einige Gründe sollen hierfür benannt werden: Erstens das politische Interesse daran, den gemeinsamen internationalen Kampf gegen den Faschismus zu betonen, sich als ein internationales Volk der Sieger zu präsentieren und keine einzelne Gruppe speziell als Opfer zu markieren. Dann wollte man der Nazi-Propaganda hinsichtlich der jüdisch-bolschewistischen Verschwörung entgegentreten, indem das Ziel der Vernichtung des jüdischen Volkes als eines der Hauptziele des Krieges erklärt wurde. Außerdem wurde versucht, das Kollaborationsausmaß der sowjetischen Bürger bei der Massenvernichtung von Juden ‚herunterzuspielen‘, um den Zusammenhalt, die brüderliche Gesinnung und den Patriotismus des gesamten sowjetischen Volkes zu akzeptieren und zu kultivieren. Auch nach Perestroika und Glasnost veränderte sich die Sachlage kaum. Laut der verschiedenen Forschungen (Zvi Gitelman in den USA, Dr. Julia Bernstein in Deutschland) basierte das selektive Wissen über den Holocaust hauptsächlich auf den fragmentarischen, familiären Geschichten sowie auf wenigen literarischen Werken wie Rybakovs „Schwerer Sand“ (1978) oder Kuznezovs „Babij Jar“ (1966). Laut Dr. Julia Bernstein haben die Eltern der befragten jüdischen Migranten ihre Kinder durch das Verschweigen der familiären Biografien der im Holocaust ermordeten Familienmitglieder versucht, vor dem

sowjetischen Regime sowie vor Leiden zu beschützen, weil sie Angst vor Bestrafung für die ‚falschen Tradierungen‘ hatten.

Sara: „Es ist traurig, dass uns alle Wurzeln weggenommen wurden. Ich gehe hier (in Deutschland) spazieren und sehe ein Haus aus dem 14. Jahrhundert und ich, ich weiß selbst den Namen meines Opas nicht.“

Das häufige Schweigen in den Familien und der fehlende öffentliche Diskurs über den Holocaust führten sehr oft zur Unkenntnis der Anzahl ermordeter Familienmitglieder und man spricht in der Regel mehr über gefallene Kriegsoffer im Allgemeinen. Franziska Becker betont, dass der Holocaust erst in der BRD zu einem relevanten Bestandteil der jüdischen Identität für russische Juden geworden ist. Nach Becker ist ein Grund für viele Diskrepanzen auch, dass die russischsprachigen Migranten keinen Bezug zur Shoah haben. Auch in vielen Migrantenfamilien waren jedoch Familienmitglieder vom Holocaust betroffen, auch wenn es von ihnen anders formuliert wurde (wie z. B. von ‚Nazis in Babij Jar ermordet‘ oder im ‚Shtetl gefallen‘). Dr. Julia Bernstein bemerkt, dass es sich also eher um einen besonderen Zustand der Teilhabe an der Holocaustgeschichte handelt, die die Migranten nicht artikulieren und über sie nicht reden können, weil sie es in ihrer Sozialisation nie getan haben. Übrigens sollte ich sagen, dass erst im Jahr 2009 in Russland die Enzyklopädie „Holocaust in der UdSSR“ veröffentlicht wurde.

Der Kontext jüdischer Einwanderung ins Land der Täter scheint ein besonders konflikträchtiger Kontext für die Entwicklung der Reflektionskategorien zu sein. Bernstein behauptet, dass für die jüdischen Migranten aus der Sowjetunion in Deutschland das neue Artikulieren des Holocaustnarratives zu zusätzlichen inneren Konflikten und Widersprüchen führen kann. „Denn dieses Narrativ schließt sich den anderen nega-

tiv beladenen Kategorien wie ‚Russen‘ und ‚Ausländer‘ an. Die häufig gebrauchte Darstellung, sie seien in ein bereits verändertes (also nicht mehr nazistisches) Land immigriert, konfrontiert sie mit den Auseinandersetzungen über die Auswanderung. Die imaginierten inneren Dialoge von Migranten mit den verstorbenen Verwandten, den Zeugen des Krieges und des Holocaust verbildlichen die inneren Konflikte.“

Ich möchte gerne ein paar ausdrucksvolle Äußerungen von der Klientel des muttersprachlichen Vertrauenstelefon präsentieren, die die oben beschriebene Situation schildern. Dem muss ich einige Anmerkungen zu dem Vertrauenstelefon voranstellen. Seit dem Jahr 2001 besteht in der Synagogen-Gemeinde Köln ein Telefonseelsorgedienst, auch ‚Jüdische Hotline‘ genannt. Die Idee des Projektes entstand aus dem Bedürfnis zu helfen, migrationsbedingte Probleme und Störungen zu bewältigen, neue Problemlösungsstrategien und Kompetenzen zu entwickeln und um die Integration in eine zunächst fremde Gesellschaft auf eine möglichst zufriedenstellende und frustrationsfreie Art und Weise zu ermöglichen.

Im folgenden Beispiel erwähnt G. (56 Jahre alt) in seiner sehr persönlichen Beschreibung die doppelte illegitime Entscheidung, nach Deutschland auszuwandern: als Jude, Enkel seiner Großmutter, die im Holocaust ermordet wurde, und als Sohn seines Vater, der als Soldat im Krieg war.

G.: „Ich habe immer gedacht, was hätte mein Vater dazu gesagt, wenn er am Leben gewesen wäre. Es war ganz am Anfang der 1990er Jahre, als meine Schwester ihm sagte, dass es die Möglichkeit gibt, nach Deutschland auszuwandern. Er sagte: „Wie konntest Du daran denken? Wir sind doch Juden! Hast du vergessen, dass sie meine Jugend gestohlen und deine Oma ermordet haben... Und wir haben darüber nicht mehr gesprochen...“

Bei Zuwanderern ‚springen‘ oft die fragmentarischen, emotional beladenen Assoziationen sowie die durch die sowjetische Kriegsfilmindustrie internalisierten Bilder und so werden ‚die Deutschen‘ in den wenigen informellen Interaktionen jenseits der russischen Enklave leicht auf die Kategorie ‚Ex-Nazis‘ reduziert.

M. (50 Jahre alt): „Meine Freunde aus Russland rufen mich an und fragen: ‚Wie ist es in Deutschland?‘ Was kann ich sagen? Ich war noch nie in einem deutschen Haus. Nein, einmal doch. Meine Nachbarin hat mich eingeladen und das Fotoalbum ihrer Familie gezeigt. Als ich einen ihrer Verwandten in Nazi-Uniform gesehen habe, habe ich einen Schock erlebt. Jetzt kann ich mit ihr nicht mehr kommunizieren.“

In diesem Zusammenhang kann der ‚Sieger‘ narrativ eine kompensatorische Rolle in besonders schweren Situationen der Desorientierung im neuen Land spielen, z. B. wenn Menschen sich besonders machtlos oder rechtlos fühlen bzw. wenn sie sich in der neuen Realität nicht auskennen. So können übliche Alltagssituationen, in denen es keine offensichtliche Verbindung zwischen dem Handeln einer deutschen Person und dem Krieg zu geben scheint, dazu führen, dass auf Assoziationen mit dem Krieg zurückgegriffen wird. Ich höre oft die Beschwerden, dass sie mit einem Sachbearbeiter einer Behörde nicht mehr kommunizieren können, wenn sie ihn sich in einer Nazi-Uniform vorstellen und diese zu seinem Erscheinungsbild passt. Andere sagen, dass sie die deutsche Sprache nicht erlernen können, weil es tragische Assoziationen in ihnen hervorruft.

Um Erfahrungen ex-sowjetischer Juden besser zu verstehen, sagt Dr. Julia Bernstein, muss man in Betracht ziehen, dass die Verfolgungen und Traumatisierungen nicht mit dem Holocaust begonnen haben und bei weitem nicht mit Ende



Stella Shcherbatova – Foto: Alexandra Belopolsky

des Kriegs beendet wurden. „Die Vernichtung des jüdischen kulturellen und traditionellen Lebens hat bereits nach der Revolution begonnen. Jüdische Unterdrückung und Verfolgung hat es nach den zaristischen Zeiten, nach den Zeiten der Repressionen (in den 1930er Jahren) gegeben und sich nach dem Holocaust bis zum Zeitpunkt der Ausreise der Juden aus der Sowjetunion nach der Perestroika fortgesetzt und ist nie zum Stillstand gekommen. Wir haben es hier historisch gesehen mit einer kontinuierlichen Reihe erlittener Diskriminierungen und Verfolgungen während einiger (3-4) Generationen zu tun. Für jede jüdische Familie besteht der Begriff ‚jüdische Verfolgung‘ aus den lebendigen Erinnerungen an die von Stalins Repressionen betroffenen Familienmitglieder, an die Ermordung der Familienmitglieder in der Nazizeit und unendlich zahlreichen Beispielen erlebter Diskriminierungserfahrungen der jüdischen Migranten während ihres Lebens in der Sowjetunion. Biografisch gesehen können Menschen zwischen den als Soldaten oder als Holocaustopfer oder in den Repressionen ums Leben gekommenen Familienmitgliedern nicht trennen oder entscheiden, um welche sie ‚mehr trauern‘ sollen.

L. (46 Jahre alt): „Jüdischsein impliziert eine schreckliche Geschichte und ein schweres Leben. Es ist ein Brandmal auf Dir – eine Charakteristik, die dich das ganze Leben verfolgt.“ ■



IV. Silvio Peritore: Zweite Generation – Die Erfahrung des Holocaust als negative Identitätsprägung in den betroffenen Familien

Die Beschreibung der inneren Konflikte von Angehörigen der den Holocaust-Überlebenden nachgeborenen Generationen und ihres Umgangs damit ist stets ein schwieriges Unterfangen, gerade wenn persönliche Erfahrungen aufgrund der eigenen Familiengeschichte existieren. Ich vertrete die These, dass eine Stärkung des öffentlichen Bewusstseins über den Genozid an den Sinti und Roma und dessen vielfältige Auswirkungen auch die Auseinandersetzung innerhalb der Minderheit stärken bzw. verändern; bei den Überlebenden vielleicht sogar zu einer verspäteten ‚inneren Anerkennung‘ des eigenen Leids führen könnte. Denn oft hatten die eigenen Verdrängungsmechanismen der vom Holocaust betroffenen Sinti und Roma auch damit zu tun, dass ihnen von Seiten der Mehrheitsgesellschaft der Status eines Opfers des Nationalsozialismus abgesprochen und ihr Leid nicht ernst genommen wurde. Dies hat die Angst vor der Auseinandersetzung mit dem eigenen psychischen Leid und die dadurch ausgelösten inneren Konflikte der Betroffenen massiv verstärkt. Die jahrzehntelange ‚äußere Verdrängung‘ des Völkermords in der gesamten Erinnerungsarbeit hat zwangsläufig dazu geführt, die dadurch ausgelösten familiären Konflikte eher im Verborgenen anzugehen; nicht zuletzt auch deshalb, weil viele betroffene Menschen wegen des heutigen Antiziganismus existenzielle Ängste haben und deshalb weder über ihre Herkunft noch ihre Gefühle sprechen wollen und diese eher unterdrücken. Die in den Konzentrationslagern notwendige Überlebensstrategie des ‚ja nicht auffallen‘ hat sich nach dem Krieg fortgesetzt, wiederum

hieß die Devise ‚ja nicht auffallen‘: eine Strategie, möglichen Gefahren aus dem Weg zu gehen, die wahrscheinlich allen Angehörigen von diskriminierten und verfolgten Minderheiten immanent ist. Die bei den Sinti und Roma besonders ausgeprägte Ohnmacht gegenüber einem von Tätern durchsetzten Staatsapparat wurde dadurch noch erheblich verstärkt, dass sie bis zu Beginn der 1980er Jahre im Gegensatz zu anderen Opfergruppen über keine politische Organisation und Lobby verfügten, die ihnen Schutz hätte gewähren können.

Der Holocaust betraf sechs Millionen Juden und eine halbe Million Sinti und Roma in ganz Europa. Es sind unvorstellbare Zahlen, die uns aufgrund ihrer monströsen Dimension erschüttern, vielleicht auch manchmal abstumpfen lassen. Aber hinter jeder Zahl steckt ein unverwechselbarer und einzigartiger Mensch mit einer persönlichen Geschichte und einer in vielfacher Hinsicht davon berührten Familie. Gerade die Personalisierung der Opfer, vor allem die Befreiung der Menschen aus dem von den Nationalsozialisten aufgezwungenen Status als vorgeblich minderwertige Existenzen, ist entscheidend für eine würdige Erinnerung an den Einzelnen. Die Beschäftigung mit dem gelebten Leben – gerade jenem vor der Verfolgung – ist tatsächlich ein im Kern lebensbejahendes Element und reduziert ihn nicht auf das, was die Nationalsozialisten eigentlich wollten: das zum ‚Untermenschen‘ herabgestufte Individuum nicht nur physisch zu vernichten, sondern auch dessen Geschichte und Kultur auszulöschen. Der nachträgliche Versuch, den Opfern

ihre Identität und ihre ganze Lebensgeschichte zurückzugeben, hilft den Überlebenden auch, den Verlust von geliebten Angehörigen, die von den Nationalsozialisten auf grausame Weise aus dem Leben herausgerissen wurden, besser zu verarbeiten. Sinti und Roma haben ihre Toten, besonders ihre während des Holocaust ermordeten Familienmitglieder, stets als Menschen mit ihrer gesamten Biografie in Erinnerung behalten, und niemals als bloße Opfer. Auch deshalb empfinden es heute viele Sinti und Roma als entwürdigend, wenn in Ausstellungen zum Holocaust ihre Toten nicht in ihrem lebensgeschichtlichen Kontext dokumentiert werden, der sie als Individuen und als selbstbestimmte Bürger zeigt. Hier hat sich nicht zuletzt durch die hartnäckige Überzeugungsarbeit des Zentralrats und des Dokumentationszentrums Deutscher Sinti und Roma ein Umdenken bei den meisten Gedenkstätten und Kuratoren durchgesetzt, diesem elementaren Anspruch an eine würdige und aus historischer Sicht wahrheitsgemäße Erinnerung gerecht zu werden.

Wenn wir geliebte Menschen verlieren, ist es uns wichtig, sie würdig und respektvoll betrauern zu können. Dazu bewahren wir ihre Bilder und Geschichten auf, wir legen Grabstätten oder Gedenkstätten an und pflegen und erhalten diese. Die Erinnerung ermöglicht uns die innerfamiliäre Auseinandersetzung. Trauerrituale sind untrennbar verbunden mit der Verarbeitung traumatischer Erlebnisse aufgrund des Verlustes von geliebten Menschen. Bei den meisten Opfern des Holocaust gibt es keine Gräber. Die zu Opfern gemachten Menschen wurden an Gruben erschossen und dort verscharrt, sie wurden in Gaskammern erstickt und in Krematorien verbrannt, selbst ihre Asche wurde entsprechend dem nationalsozialisti-

schen Ausbeutungsgedanken noch ‚verwertet‘. Diese Exzesse der Entmenschlichung, die die Nationalsozialisten aufgrund ihrer Rassenpolitik gegenüber Juden und Sinti und Roma millionenfach betrieben haben, haben sich in das Gedächtnis jedes einzelnen Überlebenden des Holocaust eingebrannt. Nicht nur der Mensch wurde zerstört, auch die Erinnerung an ihn sollte für alle Zeiten ausgelöscht werden. Auch deshalb sind heute Gedenken und Erinnern unverzichtbarer Bestandteil unseres Lebens und unserer persönlichen Kultur, nicht nur der ‚offiziellen Erinnerungskultur‘, geworden. Erinnerungsarbeit ist Trauerarbeit. Sie hilft dabei, den verlorenen und geraubten Menschen in seinen Gedanken und Gefühlen zu bewahren.

Aufgrund der jahrzehntelangen Verdrängung des nationalsozialistischen Völkermords an den Sinti und Roma, sowohl des genuinen Verbrechens als auch der zugrunde liegenden rassenpolitischen Motive und der bis heute andauernden Folgen, wurden die Angehörigen der Minderheit nicht als Opfer des Nationalsozialismus und schon gar nicht des Genozids anerkannt. Neben politischen, rechtlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aspekten wirkte sich dies auch besonders auf die Psyche der Menschen

„Eine Stärkung des öffentlichen Bewusstseins über den Genozid könnte auch die Auseinandersetzung innerhalb der Minderheit stärken.“

aus. Nicht nur der Schrecken der Verfolgung an sich, sondern auch das individuelle Leiden der überlebenden Opfer wurde nicht zur Kenntnis genommen. Kaum jemand interessierte sich für ihre Verfolgungsgeschichte und für ihr weiteres Schicksal. Dies verstärkte vielfach auch die Minderwertigkeitsgefühle, denn als ‚Zigeuner‘ wurden Sinti und Roma selbst in der Bundesrepublik Deutschland zu Menschen zweiter Klasse herabgestuft. Die an den Sinti und Roma verübten Verbrechen wurden in der historischen Forschung, in anderen ein-

schlägigen Wissenschaftsgebieten, die sich mit der NS-Geschichte und den Opfern befassten, sogar in den Gedenkstätten über Jahrzehnte verharmlost und verleugnet. Dies trug bei einem großen Teil der traumatisierten Erlebnisgeneration mit dazu bei, das eigene, durch die Verfolgung ausgelöste, psychische Leid zu verdrängen oder zu bagatellisieren. Das Thema wurde selbst in den Familien aus Rücksicht auf die Nachkommen tabuisiert; zumindest wurde nicht offen darüber gesprochen. Jedoch hat die nonverbale Kommunikation zwischen den Generationen immer wieder deutlich gemacht, wie hoch das psychische Belastungspotential tatsächlich sein muss.

Hierzu ein Beispiel aus meiner eigenen Kindheit: Als Sohn einer deutschen Sinteza, die aus rassenpolitischen Gründen gemeinsam mit ihrer Familie über fünf Jahre in verschiedenen nationalsozialistischen Konzentrationslagern und Ghettos inhaftiert war, wurde mir erstmals im Alter von neun Jahren bewusst, dass irgendetwas in unserer Familie anders sein muss als in den Familien meiner Schulfreunde. Nach der ersten Kommunion, die ich mit neun Jahren im Jahr 1970 empfangen hatte, erzählten meine Freunde von ihren großen Familienfesten, die in einem katholisch geprägten Umfeld zu einem solchen Anlass üblich sind. Auch erhielten meine Freunde für die damaligen Verhältnisse unvorstellbar viele Geschenke, zumal diese sich auf eine große Festgemeinde verteilten. Bei uns zuhause hingegen war der Verwandtschaftskreis sehr begrenzt: meine Großeltern, meine Eltern, die Geschwister meiner Mutter und deren kleine Familien; nur sehr wenige Großtanten, Großonkel, Cousins und Cousins. Ich fragte schließlich meine Mutter, warum unsere Verwandtschaft im Gegensatz zu denen meiner Freunde so klein sei. Ich erhielt unverständliche Antworten, löste aber wohl in meiner kindlichen Unbedarftheit große Trauer in der Familie aus, was mir sehr leid tat. Ich

vernahm für mich damals unbekannte Wörter: „Auschwitz, Ghetto, Polen, SS, Viehwaggon, Zwangsarbeit, Vergasen“. Die Älteren weinten, die mittlere Generation schwieg betroffen, ich habe nichts verstanden. Die wenigen alten Menschen, die den Holocaust überlebt haben, taten vor uns Kindern immer geheimnisvoll, wenn sie sich leise untereinander unterhielten. Nur ihre Trauer und ihre nicht zu verbergenden Tränen waren für uns sichtbar. Ich dachte lange Zeit, es hätte etwas mit mir zu tun. Erstmals begann sich bei mir ein schlechtes Gewissen zu entwickeln, das eben immer dann aufkam, wenn ich meine Familie als traurig wahrnahm. Ich ahnte nur, etwas Schreckliches musste irgendwo vor vielen Jahren geschehen sein, wovon aber niemand mit mir sprechen wollte. Kurz vor dem Tod meines geliebten Großvaters im Jahr 1974 hat er mir schließlich erzählt, was ihm und unserer Familie während der Zeit des Nationalsozialismus widerfahren war:

Mein Großvater mütterlicherseits, Karl Guttenberger, entstammte einer alteingesessenen Sinti-Familie aus Süddeutschland, die zunächst in Württemberg lebte und Mitte der 1920er Jahre nach Karlsruhe zog, um in Zeiten der Weltwirtschaftskrise bessere Arbeitsmöglichkeiten zu erlangen. Die Familie verdiente ihren Lebensunterhalt mit dem Bau und dem Handel von Musikinstrumenten und mit dem Musizieren. Mein Großvater war als Instrumentenbauer und Musiker tätig, was ihm in der späteren Gefangenschaft in den Lagern und Ghettos der Nazis und als Zwangsarbeiter in den Arbeitslagern Busko, Jendrzejow, Plaszow, Lublin und Zakopane mehrfach das Leben rettete. In Karlsruhe begann er noch vor Hitlers Machtübernahme zusätzlich zu seinem traditionellen Beruf eine Tätigkeit als Telegrafenerbeiter bei der Reichspost, um für seine weitere Zukunft, wie er später sagte, eine bessere existenzielle Absicherung, einen sicheren Arbeitsplatz im Staatsdienst und Rentenansprüche zu erhal-

ten. 1932 lernte er seine spätere Frau Katharina kennen, mit der er eine Familie gründete; die Eheleute hatten später fünf Kinder. Nach 1933 verlor mein Großvater zunächst seinen sicher geglaubten Arbeitsplatz sowie sein Nebengewerbe als Instrumentenbauer und später ebenso seinen gesamten Besitz, dies allein aus ‚rassischen‘ Gründen, wie er später sagte. Nach den im Frühjahr 1939 erfolgten rassenbiologischen Untersuchungen durch die NS-Rassenforscher wurde die Familie als ‚Zigeuner‘ eingestuft, aufgrund der ‚Nürnberger Rassegesetze‘ entrechtet, gesellschaftlich ausgegrenzt, enteignet, festgesetzt und schließlich im Mai 1940 in das Generalgouvernement Polen deportiert. Dort mussten die Eheleute in verschiedenen Lagern bzw. von der SS kontrollierten Betrieben Zwangsarbeit leisten. Als kriegswichtigen Arbeiter benötigte die SS meinen Großvater für die Instandhaltung der Kommunikationsanlagen, also der Telefon- und Telegrafleitungen, die aufgrund von Sabotageakten durch polnische Partisanen zerstört wurden. Je häufiger Anlagen zerstört und wieder neu errichtet werden mussten, umso länger konnte er überleben, wie er später erzählte. Auch musste er oft für die SS in sogenannten Lagerkapellen spielen. Bald sprach sich herum, dass mein Großvater auch ein versierter Instrumentenbauer war. Auf diese Weise gelang es ihm, in den verschiedenen Ghettos und Lagern hin und wieder lebensrettende Sonderrationen für seine Kinder zu erhalten. Als Himmler am 16.12.1942 mit dem Auschwitz-Erlass die Endlösung der ‚Zigeunerfrage‘ anordnete, konnte er sich und seine Familie mithilfe polnischer Partisanen, die er während des Telegrafenausbaus kennenlernte, retten. Über zwei Jahre lang konnten sie sich bei einer polnischen Familie auf einem Bauernhof versteckt halten. Sobald Razzien durch die SS stattfanden, gaben sie sich als Polen aus, jedoch stets in der Gefahr, entdeckt und sofort erschossen zu werden. Die meisten Geschwister meiner Großeltern und deren Fa-

milien wurden in Auschwitz ermordet, allein dort wurden 20 Personen Opfer des Holocaust, viele andere Angehörige auch an anderen Orten der Vernichtung.

Nach der Rückkehr meiner Familie im Oktober 1945 nach Karlsruhe begann ein erneuter Existenzkampf. Das zuvor von den NS-Behörden geraubte Haus der Familie war durch die Bombardements während des Kriegs zerstört worden. Im Grundbuchamt waren keine Hinweise mehr über die vor der ‚Arisierung‘ seines Hauses und des Vermögens verbrieften Eigentumsverhältnisse vorhanden. Mein Großvater hatte weder Beweise noch einen Leumund, um eine Entschädigung für sein geraubtes Vermögen einklagen zu können. Als er sich bei der Polizei zurückmeldete, fand er denselben Polizeibeamten vor, der 1940 die Deportationen der Karlsruher Sinti und Roma organisiert hatte, den zuständigen Leutnant der Gendarmerie Max Regelin. Dieser war ebenso erstaunt, da er nicht mit einer Rückkehr der aus Karlsruhe deportierten Sinti und Roma rechnen konnte, waren sie doch zur Vernichtung bestimmt gewesen. Sein Zynismus war typisch für das Verhalten der bundesdeutschen Behörden, da – so Regelin – die Rückkehr beweise, dass „doch alles nicht so schlimm gewesen war“.

Aufgrund der Schulverbote bzw. der Lagerhaft waren die Kinder zwangsläufig Analphabeten. Erst nach ihrer Rückkehr konnten zumindest die beiden jüngsten Kinder einen Schulabschluss nachholen und später Berufe ergreifen. Mein Großvater hatte in den 1950er und 1960er Jahren vergeblich versucht, die gesetzlich neu begründeten Ansprüche auf Wiedergutmachung einzuklagen. Dies betraf Schäden an Gesundheit und Seele, Ausbildungsschäden der Kinder aufgrund der Schulverbote sowie die Erstattung des geraubten Vermögens. Nur mühsam konnte er eine bürgerliche Existenz aufbauen, die das Einkommen der Familie

sicherte. In einer Sozialwohnung am Karlsruher Stadtrand angesiedelt, setzte er sich für andere Mitbewohner der Siedlung ein. Er stand politisch der SPD nah, weil diese Partei „neben den Kommunisten die einzige deutsche Partei war, die den Nazis Widerstand leistete, und die man heute noch wählen kann“, wie er mir sagte. Er beklagte das fortgesetzte Unrecht gegenüber Sinti und Roma und kritisierte die Ignoranz gegenüber den Opfern und ihrem Leid. Nach dem Tod seiner Frau im Jahr 1972 – sie starb mit 57 Jahren – resignierte er. Wie er kurz vor seinem Tod 1974 im Alter von 65 Jahren sagte, haben ihm das fortgesetzte Unrecht, das Desinteresse am Schicksal der Sinti und Roma und der Zynismus der Behörden stark zugesetzt. Ihn plagten die Erinnerungen an Zwangsarbeit, Konzentrationslagerhaft, die Vernichtung der Angehörigen und die tagtägliche Angst um seine Familie während der NS-Zeit. Diese traumatischen Erfahrungen meiner Großeltern, die beide verhältnismäßig jung starben, haben sich auf ihre fünf Kinder und Jahre später auch auf deren Kinder ausgewirkt. Aufgrund der geschilderten Verdrängungsprozesse war die negative Stimmung in der Familie für mich als Kind stets subtil vorhanden.

Die Sinti und Roma der Zweiten und Dritten Generation, deren Vorfahren den Holocaust überlebt hatten, waren mit den traumatischen Erfahrungen ihrer Eltern, Großeltern, Tanten oder Onkel von Beginn an konfrontiert. Selbst wenn nicht darüber gesprochen wurde, waren Stimmungen und Verhaltensweisen stets unterschwellig zu spüren. Angst, Depression, als übertrieben empfundene Vorsicht und Misstrauen gegenüber Außenstehenden, Schuldgefühle und vieles mehr prägten das familiäre Zusammenleben. Die berechtigten und verständlichen Ängste der Eltern um ihre Kinder zeigten sich in deren Alltag, sei es bereits in den frühen Jahren ihres Heranwachsens in der Schule und beim Spielen, oder später während

der Berufsausübung oder bei öffentlichen Veranstaltungen. Überall schwang die Furcht mit, der Schrecken könne sich wiederholen und den Kindern etwas Schlimmes zustoßen, was aufgrund des fortwährenden Rassismus gegenüber Sinti und Roma ja auch nicht abwegig war. Dies führte bei den Kindern wiederum häufig zu einem schlechten Gewissen gegenüber den Eltern, weil sie ihnen selbstverständlich keine Sorgen bereiten wollten. Also beschränkten sich die eigenen Aktivitäten auf ein erforderliches Minimum: Schule, Berufsausübung, um ‚die Alten‘ kümmern, sie ja nicht aufregen, und dabei nicht mit den ‚falschen Leuten‘ zusammenkommen. Zugegebenermaßen war Letzteres fortan nicht immer zu vermeiden. Aus all dem entstand ein wechselseitiges Dilemma, aus dem kaum auszurechnen war und das beiderseits zu einer eher negativen Lebenseinstellung und einem generellen Misstrauen gegenüber der Außenwelt führte. Bei Einzelkindern wie mir, meiner Cousine und meinem Cousin fokussierten sich die Ängste der Mütter zudem auf ihr jeweils einziges Kind, ein Aufteilen der Last und der Verantwortung unter Geschwistern war nicht möglich, auch wenn wir als Cousins untereinander ein geschwisterliches Verhältnis hatten. Wir Kinder hatten vieles an negativer Prägung von den Erwachsenen verinnerlicht, ohne dass ihnen deshalb ein Vorwurf zu machen ist.

Die körperlichen und seelischen Wunden der eigenen Vergangenheit werden bei der Erlebnisgeneration wahrscheinlich nie verheilen können, denn die erlittenen Qualen, der Verlust von geliebten Angehörigen, die Zerstörung von Heimat, Kultur, Tradition und Perspektiven haben sich zu tief in die Seelen der Menschen eingegraben. Wie kann Trost angesichts der Ungeheuerlichkeit des Leids überhaupt zugesprochen werden? Wer könnte dazu in der Lage sein? Kinder von Holocaust-Überlebenden stehen oft vor dem Paradox, dass sie sich, je inten-

siver sie sich auf kognitiver und empathischer Ebene mit der Verfolgungsgeschichte ihrer eigenen Familienmitglieder beschäftigen, umso hilfloser im eigenen Verhalten gegenüber den Angehörigen fühlen. Der Schrecken des Holocaust ist für die Nachkommen in seiner ganzen Abgründigkeit ohnehin nicht begreifbar. Durch die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und seinen Nachwirkungen wird die eigene Ohnmacht, das Unvermögen, den an Leib und Seele zutiefst verletzten Eltern beistehen zu können, erst richtig deutlich. Denn was können wir Kinder oder Enkelkinder für unsere Eltern oder Großeltern tatsächlich tun? Ich habe es mit den mir gegebenen Eigenschaften und Möglichkeiten versucht, ihnen ein wenig Halt zu geben durch Liebe, Respekt, Verlässlichkeit, indem ich mich um sie kümmerte, für sie da war, etc.

Eine Möglichkeit für die Überlebenden, aus dem eigenen Leiden für kurze Zeit auszubrechen, ist die Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte, etwa indem sie als Zeitzeugen darüber sprechen und ihre Nachkommen dazu bewegen, sich ebenso der eigenen Familiengeschichte zu stellen. Dabei ist die Willenskraft der Überlebenden trotz des erlittenen Leids oft bewundernswert, nicht selten geht sie mit einer gehörigen und auch berechtigten Wut auf die heutigen Formen der Ignoranz, der Geschichtsvergessenheit und des Rassismus einher. Auch dies ist oft ein Antrieb, sich partiell aus den lähmenden Erinnerungen zu befreien. Nicht nur die Tatsache, mit ihrem eigenen Überleben später auch neuen Generationen ein Leben geschenkt zu haben, verdient großen Respekt. Auch der Wille, gegen das Vergessen-Wollen ihrer Geschichte anzukämpfen, ist beispielgebend für heutige Generationen. Die Überlebenden sind Zeitzeugen, ihre Nachkommen werden irgendwann die ‚Zeugen der Zeugen‘ sein, wie es Floréal Barrier aus Frankreich ausdrückte, der als politischer Häftling

Buchenwald überlebte und heute, im Alter von 87 Jahren, immer noch Vorsitzender des Häftlingsbeirats der Gedenkstätte Buchenwald ist und sich unermüdlich für die historische und politische Bildung der jungen Generationen engagiert; ebenso wie der niederländische Sinto Zoni Weisz, der als erster Angehöriger dieser Minderheit überhaupt am 27.01.2011 anlässlich des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus im Deutschen Bundestag die Gedenkansprache gehalten hat. Dabei stellte er fest:

„Eine halbe Million Sinti und Roma – Männer, Frauen und Kinder – wurden im Holocaust ausgerottet. Nichts oder fast nichts hat die Gesellschaft daraus gelernt, sonst würde sie heute verantwortungsvoller mit uns umgehen. (...) Deshalb müssen wir weitermachen, wir müssen über den Holocaust immer wieder berichten.“

Ich bin davon überzeugt, dass sich diese Rede, die Romani Rose, der Vorsitzende des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, zu Recht als eine ‚historische Zäsur‘ bezeichnet hat, noch in vielfacher Hinsicht positiv für die Minderheit auswirken wird. Neben einer Würdigung der Holocaust-Opfer der Sinti und Roma durch das deutsche Parlament, einer breiten, auch internationalen Wahrnehmung dieser Rede, Absichtsbekundungen von Persönlichkeiten sowie wissenschaftlichen und pädagogischen Institutionen zu einer vertieften Auseinandersetzung mit der Thematik erfuhren auch die Holocaust-Überlebenden der Sinti und Roma 66 Jahre nach ihrer Befreiung vom Nationalsozialismus eine späte Genugtuung. Ob und inwieweit sich die durch diese Würdigung erfolgte Sensibilisierung der Öffentlichkeit und der Medien auch auf das Trauma der Erlebnisgeneration, aber auch auf die Belastungen für die folgenden Generationen auswirken kann, bleibt eine offene Frage.

Viele Kinder von Holocaust-Opfern empfinden es tatsächlich als ein Vermächtnis ihrer verstorbenen Angehörigen, deren persönlichen Erinnerungen an die Verfolgung zu bewahren und an künftige Generationen weiterzugeben. Als mein Großvater mir als damals 13-jährigem Jungen kurz vor seinem Tod im Jahr 1974 sagte, dass wir jungen Menschen es nicht zulassen dürften, dass die Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung vergessen oder umgedeutet wird, habe ich erstmals begriffen, welchen Wert die Erinnerung für die persönliche Kultur eines jeden Menschen hat. Dieses Gefühl, die Würde seiner Menschen zu wahren und aus ihren Erfahrungen lernen zu können, ist bereichernd, trotz aller Belastung aufgrund der tragischen Auswirkungen des Holocaust auf die betroffenen Familien. Die Verantwortung für den Holocaust und die anderen NS-Verbrechen trägt einzig das nationalsozialistische Deutschland mit seinen damaligen Verbündeten; die heutige Verantwortung für den Umgang mit der Geschichte und mit der würdigen Erinnerung an die unzähligen ermordeten Menschen tragen wir alle. Wir als Angehörige der Folgegenerationen sollten die Last der Vergangenheit unserer Eltern nicht nur als eine Bürde, als ein unveränderbares Schicksal begreifen, sondern auch als Chance und Verpflichtung zur aktiven und konstruktiven Auseinandersetzung mit existenziellen Fragen, die uns bis heute nicht loslassen: Wie war Auschwitz möglich? Was bedeutet diese Erfahrung für unser Menschenbild? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für heutige und künftige gesellschaftspolitische Entwicklungen?

Ein kritischer und wachsamer Umgang mit diesem historischen Erbe wäre auch im Sinne der älteren Menschen, denen nichts schwerer fällt als ihre Kinder leiden zu sehen. Wenn es um das Leid des einzelnen Menschen geht, gibt es keine Vergleichsmaßstäbe. Gerade angesichts der Unvergleichbarkeit der Erfahrungen, die

Menschen in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern machen mussten, sollten die Nachkommen von Holocaust-Überlebenden bei aller Empathie daran denken, dass sie nicht für das Schicksal ihrer Vorfahren verantwortlich sind und deshalb auch nicht stellvertretend für sie Leid übernehmen müssen. Dies wäre auch gegenüber dem Unvorstellbaren und Unbeschreiblichen, das der Holocaust in den Seelen der unmittelbar Betroffenen bewirkt hat, geradezu anmaßend. Schon aus Respekt und Verantwortung gegenüber den Holocaust-Opfern aus meiner Familie, war es mir stets ein Anliegen, meine persönliche Familiengeschichte, meine Herkunft und meine kulturellen Wurzeln als Chance zu begreifen – eine Chance in dem Sinne, dass ich mich um ein würdiges Erinnern an sie bemühe und ihre Geschichte an die jüngere Generation weitergeben will. Dieses Bewusstsein der eigenen Verantwortung kann die Persönlichkeit von Angehörigen der Folgegenerationen stärken und ihnen zugleich helfen, sich vom Leid der Eltern abzugrenzen. Der Holocaust war ein einmaliges Ereignis in der Geschichte, seine traumatischen Auswirkungen auf die Überlebenden sind es auch. ■

V. Quellenverzeichnis:

Vorwort

Baeyer, W. v.; Häfner, H.; Kisker, K. P.; *Psychiatrie der Verfolgten*, Berlin, 1964.

Bergmann, M. S.; Jucovy M. E.; Kestenberg J. S.; *Generations of the Holocaust*, New York, 1982; *Kinder der Opfer, Kinder der Täter – Psychoanalyse und Holocaust*, Frankfurt a. M., 1995.

Friedmann, M.; *Kaddisch vor Morgengrauen*, Berlin, 2005.

Fried, A.; *Schuhhaus Pallas*, München, 2010.

Oz, A.; *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*, Frankfurt, 2008.

Dr. Natan P. F. Kellermann

BBC-film; URL: <http://www.bbc.co.uk/sn/tvradio/programmes/horizon/ghostgenes.shtml>, 2005, letztes Abfragedatum: 15.06.2011.

Dekel, R.; Goldblatt, H.; *Is there Intergenerational Transmission of Trauma? The Case of Combat Veterans` Children*, In: *American Journal of Orthopsychiatry*, 78 (3), 2008, S. 281–289.

Jablonka, E.; Lamb, M.; *Evolution in Four Dimensions*, Cambridge, 2005.

Jablonka, E.; Raz, G.; *Transgenerational Epigenetic Inheritance: Prevalence, Mechanisms, and Implications for the Study of Heredity and Evolution*, In: *The Quarterly Review of Biology*, 84 (2), 2008, S. 131–76.

Kellermann, N. P. F.; *Transmission of Holocaust Trauma: An Integrative View*, In: *Psychiatry, Interpersonal and Biological Processes*, 64 (3), 2001, S. 256–267.

Kellermann, N. P. F.; *Holocaust Trauma: Psychological Effects and Treatment*, New York, 2009.

Kellermann, N. P. F.; *Geerbtes Trauma: Die Konzeptualisierung der transgenerationalen Weitergabe von Traumata*, In: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 39, Göttingen, 2011.

Klein, M.; *Weblog*, URL: <http://markklein.wordpress.com/2008/10/30/epigenetics-and-the-holocaust>, letztes Abfragedatum: 15.06.2011.

Maccoby, E.; *Parenting and its effects on children: On reading and misreading behavior genetics*, In: *Annual Review of Psychology* 51, 2000, S. 1–27.

Schützenberger, A. A.; *Transgenerational analysis and psychodrama*, In: *Baim, C.; Burmeister J.; Maciel M. (Hrsg.); Psychodrama: Advances in Theory and Practice*, 2007, S.155–174.

Segman, R. H.; Shalev, A. Y.; *Genetics of Post-Traumatic Stress Disorder. – In: CNS Spectrums*, 8 (9), 2003, S. 693–698.

Yehuda, R.; Bierer, L. M.; *The relevance of epigenetics to PTSD: Implications for the DSM*, In: *Journal of Traumatic Stress*, 22(5), 2009, S. 427–434.

Yovell, Y.; *From Hysteria to Posttraumatic Stress Disorder: Psychoanalysis and the Neurobiology of Traumatic Memories*, In: *Neuro-Psychoanalysis*, 2 (2), 2000, S. 171–181.

Dr. Susanne Guski-Leinwand

Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information – DIMDI – (Hrsg.); ICD-10-GM-2010 Systematisches Verzeichnis, Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme; 10. Revision – German Modification, Version 2010, Stand 16.10.2009.

Flor, H.; Posttraumatische Belastungsstörung; In: Schwarzer, R.; Jerusalem, M.; Weber, H. (Hrsg.); *Gesundheitspsychologie von A bis Z – Ein Handwörterbuch*, Göttingen, 2002; S. 395–397.

Pschyrembel – Klinisches Wörterbuch; Berlin, New York, 256. Aufl., 1990.

Traue, H. C.; Emotionale Hemmung (Zitiert als: Traue 2002 a), In: Schwarzer, R.; Jerusalem, M.; Weber, H. (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie von A bis Z – Ein Handwörterbuch*, Göttingen, 2002, S. 79–82.

Traue, H. C.; Emotion und Gesundheit (Zitiert als: Traue 2002 b), In: Schwarzer, R.; Jerusalem, M.; Weber, H. (Hrsg.); *Gesundheitspsychologie von A bis Z – Ein Handwörterbuch*, Göttingen, 2002, S. 83–86.

Traue, H. C.; Pennebaker, J.W. (Hrsg.); *Emotion, Inhibition and Health*, Toronto, 1993.

Stella Shcherbatova

Becker, F.; *Ankommen in Deutschland – Einwanderungspolitik als biografische Erfahrung im Migrationsprozess russischer Juden*, Berlin, 2001.

Bernstein, J.; *Wollen Sie uns hier etwa über den Holocaust erzählen?*, Öffentlicher Vortrag auf

der Konferenz „Trauma und Intervention“ – Zum professionellen Umgang mit Überlebenden der Shoah und ihren Familienangehörigen, Frankfurt am Main; 24.–27.01.2010.

Gitelmann, Z.; *Politics and the Historiography of the Holocaust in the Soviet Union*, In: Gitelman, Z. (Hrsg.); *Bitter Legacy – Confronting the Holocaust in the USSR*, Bloomington, 1997, S. 14–42. ■

IMPRESSUM

Dokumentation Fachtagung – Fachtagung zum Thema „Zweite Generation“ am 1. März 2011

Herausgegeben vom
Bundesverband Information & Beratung
für NS-Verfolgte e. V.

Verantwortlich im Sinne des
Presserechts: Michael Teupen

Bundesverband Information & Beratung
für NS-Verfolgte e. V.
Holweider Straße 13–15
51065 Köln
Tel.: 0221/179294-0
Fax: 0221/179294-29
Internet: www.nsberatung.de
Email: info@nsberatung.de

Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft Köln
BLZ: 37020500
Konto: 7073101

Visuelle Konzeption und Satz:
Hans-Peter Schmidt
Concept & Design für die Werbung, Köln
Druck: quickprinter, Overath

ISSN 0943-5956

Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend